Viertes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit in den ersten Zeiten der Christlichen Kirche, und überhaupt in warmen Ländern.

Unter dem brennenden Himmel und in den schauerichten Einöden von Afrika und Asien hat der Mensch entweder einen weit grössern Trieb zur Einsamkeit aus Melankolie, oder einen grössern Hang zur Ruhe aus Trägheit, als in Ländern, wo die Köpfe weniger warm sind, und die Körper durch Sonnenhitze weniger erschlaffet.

So schnell auch in den Abendländern eine grosse Menge von Klöstern bey der tiefen Nacht einer allgemeinen Barbarey entstand; so viel besser der nordische Körper selbst zur strengsten Möncherey gebaut seyn mag: so wenig wird doch dadurch erwiesen, das Clima habe auf den Trieb zur Einsamkeit keinen Einfluß. Was in Afrika und Asien das Clima oft allein zum Besten der Möncherey ver-

vermochte, that unter dem deutschen und nordischen Himmel die behagliche Absicht in fetten Gotteshäusern, auf Unkosten alter abergläubischer Matronen und vornehmer Verbrecher, heilige Bäuche zu mästen.

Der allmächtige Trieb zur Einsamkeit in Afrika und Asien muß aber zuerst erwiesen seyn, bevor ich seine nächsten Ursachen untersuche. Ich muß die mannichfaltigen und verwickelten Veranlassungen desselben nach ihrer ersten Entstehung und Einwirkung aneinander reihen; ich muß zeigen, daß Schwärme von Mönchen und Einsiedlern in den Wüsten von Egypten erzeugt worden sind, wie Schwärme von Insekten aus Nilschlamm. Juden und Christen, Heiden und Türken, haben in jenen Ländern auch so viel gemeinschaftliches, daß man nicht gleich sieht, wo göttliche Inspiration, oder menschlicher Enthusiasmus und wilde Schwärmerey in die Einsamkeit trieben.

Kleine Republiken vom Einsamen entstanden schon unter den Juden, nach den einzelen und ehr-

würdigen Beyspielen des Elisa und Elias, der Kinder der Propheten, die sich Hütten an den Gestaden des Jordans erbauten, dem Gedränge der Städte entwichen, und sich von Kräutern nährten; des Jonadab, eines Sohns des Rechab, und seiner Kinder, die alle in der Einsamkeit lebten.

Fabel oder Muthmassung erfüllen beynahe die ersten Capitel von jeder Geschichte, die nicht göttlichen Ursprunges ist. Man glaubt, es haben sich nach der ersten Zerstörung des Tempels hier und da einige Juden in wüste und einsame Oerter geflüchtet, und daselbst wegen der Unmöglichkeit des öffentlichen Gottesdienstes ihr Leben nach der viel ältern, und ihnen nothwendig bekannten Art der Egypter in der Beschaulichkeit hingebracht. Wahrscheinlich glaubten in der Folge diese Juden nach einem in Egypten schon eingeführten Lehrsatze, man bringe ohne Tempel und Altäre in milder Ruhe des Geistes und des Herzens dem Herrn ein reines und gefälliges Opfer. Wahrscheinlich ward dieser Glaube von wenigen nachgehends eine

Lehre,

Lehre, weil man doch immer gerne andern anpreißt, was man selbst thut. Wahrscheinlich gefiel diese einmal beliebte Lebensart auch in den bessern Zeiten der Juden, und erwuchs dadurch in die Sekte, die Pythagoräische Grundsätze mit dem Mosaischen Gesetze zusammenzwang. Gewiß ist, daß die Essäer eine Jüdische der Einsamkeit und der Beschaulichkeit sich widmende Sekte gewesen sind, die vieles von den Heiden und am meisten von den Pythagoräern genommen, und dann allmählig sich verbreitet hat durch Egypten, Syrien und Palästina.

Die Lehren und Meinungen der Essäer waren nicht durchaus einstimmig. Alle kamen zwar darinn überein, der vernünftige Gottesdienst bestehe in Stille und Beschaulichkeit, man mache sich Gott durch strenge Tugend gefällig, und zu dieser Tugend bereite man sich durch eine genaue Diät, und andere Prüfungen. Eine Gattung der Essäer hiessen Theoretici; diese lebten in der Abgeschiedenheit, und in beständigem Nachdenken. Eine andere

dere Gattung derselben hiessen Praktici; diese lebten unter sich in Gesellschaft. Einige unter den letztern waren eben nicht gegen die Heurath; aber sie setzten ihre Weiber erst drey Jahre auf die Probe, und dann umarmten sie dieselben nur so viel, als nöthig war, um mit ihnen Kinder zu zeugen. Ihr Ehbett war also keusch und unbefleckt. Die meisten blieben jedoch unverehlicht, weil sie die Untreu ihrer Weiber bey solchem Verhalten befürchteten, und Hauskrieg bey dem Misfallen über Untreu. Die strengsten und nicht zahlreichen Essäer schmachteten in Egyptischen Wüsten, und führten da ein stilles und hartes Leben, um Gott mit voller Fassung des Geistes zu dienen. Diejenigen hingegen, die in Judäa und Palästina wohnten und deren Anzahl auf viertausend gieng, trugen ganz das Joch der Jüdischen Ceremonien.

Ueberhaupt hatten die Essäer keinen Einfluß in die herrschende Religion und Staatsverfassung der Juden. Vermuthlich hat auch deswegen der Heiland der Welt ihrer nie erwähnet, ob sie gleich

gleich durch ihre selbst ersonnene und zum Theil von den heidnischen Weltweisen nachgeahmte Heiligkeit die Einbildungskraft blödsinniger Menschen verleiteten, sich einen Weg zum Himmel zu bahnen, der sie von dem Himmel abführte.

Die Therapeuten waren, wie die Essäer, eine Jüdische in Egypten entstandene Sekte. Sie haben wie diese, nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolomäus Philadelphus, in den Gefilden von Judäa Gott allein mit dem Herzen gedient. Nachgehends verbreiteten sie sich auch weit häufiger in andere Länder, vorzüglich in Egypten, und zumal bey der Stadt Alexandrien. Ihre Lehre und ihr Leben hatte einen höhern und weit mehr schwärmerischen und also auch in diesen Ländern weit mehr gefälligen Schwung; denn sie entfernten sich weit mehr von dem Mosaischen Gesetze, und der gesunden Vernunft. Voll widernatürlicher Begeisterung und aberglaübischer Träumerey, verliessen sie ihre Weiber, ihre Kinder und Güter, lebten abgesondert in Cellen und doch beysammen,

mehrens

mehrentheils auf den berühmten Bergen von Nitrien, dem nachherigen Wohnsitz so vieler Christlichen Schwärmer. Neben ihren äusserst strengen Uebungen in der Gottseligkeit, studirten sie da, nach den Lehrsätzen des Pythagoras, Metaphysik, Astronomie und Dichtkunst.

Die Christliche Religion kam durch den Evangelist Markus in Egypten. Er warf die Samen seines Evangeliums in Alexandrien aus, und dieser brachte Egyptische Früchte. Jesus hatte den grossen Zweck bey seiner göttlichen Religion, daß Menschen unter Menschen gemeinnützig leben; treues Aushalten in geselliger Tugend war nach seiner Lehre der Weg zur höchsten moralischen Vollkommenheit. Aber dieß schien den Egyptischen Christen nicht genug. Sie wollten, weil sie in allem weiter giengen als Jesus Christus, das höchste Ideal aller moralischen Vollkommenheit übertreffen. Ein grosser Kirchenschriftsteller beschuldigt sie sogar, daß nichts ihnen so sehr geschmeichelt habe, als die Kunst selbst eine

Reli-

Religion, welche sie für göttlich hielten, mit ihren Erfindungen zu bereichern, und über die Vorschriften derselben sich zu erheben; daß sie darum eine Bahn betreten, welche durch neue und rauhe Umwege noch gewisser zu dem Zwecke zu führen und von der Heerstrasse der Laster noch abgelegener zu seyn schien, als die Bahn, die Jesus Christus uns zeiget. Sie vergasen alle Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft; die Einrichtungen des Schöpfers wurden umgestürzet, die Gaben Gottes wurden undankbar verachtet. Aus dem ganzen Geiste und der ganzen Denkart und allen Geschichtschreibern jener Zeit erhellet, daß die Egyptischen Christen glaubten, weiser zu seyn, als der göttliche Stifter ihrer Religion.

Neuersonnen war also ihre Frömmigkeit, wie jener trefliche Schriftsteller sich ausdrückt, der in Absicht auf die wahre und innere Kerngeschichte des Mönchswesens tiefer sah, als alle Obereite in ihren Cellen und Löchern.

Deste

Desto mehr Beyfall fand sie unter den vielen schwermüthigen und traurigen Menschen, da diese schon eine natürliche Abneigung gegen alle Annehmlichkeiten des Lebens hatten. Alle diese milzsüchtigen Phantasten strebten immer nach etwas mehr als der Christ seyn soll; denn nur der hieß ein vollkommener Christ, der durch harte Uebungen der Selbstverläugnung aller Menschheit entsagte. Man nannte diese überspannten Egyptischen Männer Asceten, das ist, solche, die sich üben, und deren grosser Lebenszweck war, durch diese Uebung und Vorbereitung tugendhafter und vollkommener zu werden am Geiste und am Leben.

Asceten waren allerdings auch schon die allerersten Christen, wenn man auf die rühmlichen und fruchtbaren Uebungsmittel der Frömmigkeit zurücksieht. Aber der eben angeführte Kirchenschriftsteller zeigt wieder vortreflich, daß kein Stand in der menschlichen Gesellschaft, keine Art von Speise oder Trank, bey den Aposteln Hindernisse der Gottseligkeit hiessen; denn eben dieses

sollte

sollte die grosse Kunst der Christen seyn, der Welt zu geniessen, ohne sie zu misbrauchen, und durch sie zum Dienste Gottes untüchtig zu werden.

Die Egyptischen Asceten hingegen waren wilde Schwärmer, welche immer mehrere Neuerungen, in guter Absicht und mit geringer Ueberlegung, aufbrachten. Einige trugen den philosophischen Mantel. Viele hielten es für ein sehr verdienstliches Werk, mit ihren Weibern sich blos im Geiste zu vereinigen. Alle übten sich in allem, was die menschliche Natur quäle, damit die Reizungen der Wollüste desto weniger Eingang bey ihnen finden. Sie beteten zwar, wie recht ist; aber sie thaten dabey nichts als fasten, wachen und heulen. Sie züchtigten ihren Leib, und übten sich so lange in der Knechtschaft des Aberglaubens und der Schwärmerey, bis sie endlich die christliche Religion völlig umkehrten. Es war Sitte unter den Egyptischen Asceten, immer zu glauben, sie haben gesündigt, also auch immer Busse zu thun, ohne daß es ihnen die Kirche

befahl, oder sie in Ermangelung dieser Werke von den Sakramenten ausschloß. Sie waren also schon hierinn den Heiden gleich, die sich schmeichelten, durch blutige Zerfetzungen des Gesichts, durch das Sitzen in zerlumpten Kleidern, durch das Wälzen im Staube und die Beschmierung des ganzen Körpers mit Koth, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Die ascetischen Jungfrauen schämten sich ihrer Weiblichkeit; die Jünglinge entmannten sich, in heiliger Wuth, wegen der missverstandenen Lehre, wenn dich ein Glied ärgert, so haue es ab. (*)

Bevor

(*) Aus dieser falschen Exegetik entstand, um das Jahr Christi 240, eine noch weit gefährlichere Gattung von Asceten. Man nannte sie Valesier. C'étoient des héretiques fort dangereux, sagt ein französischer Kirchenschriftsteller, car croyant que la concupiscence otoit la liberté, ils soutenoient, qu'il falloit en supprimer la source, en se faisant Eunuques; & ils poussoient leur charité & leur zéle jusqu' à faire Eunuque tous ceux, qu'ils pouvoient attraper. C'étoit là leur bonne oeuvre principale.

Bevor Egyptische Philosophie, dieses berühmte in Alexandrien entstandene Gemengsel aus den Lehren des Pythagoras und Plato, mit Egyptischem Christenthum sich vermengte, und Einsamkeit und Möncherey einzige Bestimmung des Menschen und einziger Lebenszweck in den Augen unzähliger Egyptischer und morgenländischer Unmenschen ward, gab es also schon Leute, die sich von ihren Anverwandten und allem Weltumgang entfernten. Viele von ihnen thaten aber auch dieses nicht, und entsagten nur allem, was den Sinnen schmeichelt, dem Ehestand, dem Fleische, dem Wein, allen nahrhaften Speisen, allem, was nur den Körper angeht. Aber alle wollten ihre Seele reinigen, und sie befreyen von allen Leidenschaften und Lüsten.

Als sodann aller Aberglauben der Neuplatonischen Philosophie ganz mit dem Christenthum zusammenfloß, kamen auch in jenes einfachere ascetische Leben mehr Egyptische Fratzen. Plato hatte schon verführerisch genug gelehret: das Leben

des Weisen müsse ein beständiges Bestreben zu sterben seyn, oder den unsterblichen Geist vom zerbrechlichen Leibe zu befreyen. Der einzige Weg, der zur Gottheit hinaufleite, oder das einzige Mittel, was die abgefallenen Flügel der Seele wieder wachsen mache, sey Ertödtung der Sinne und Leidenschaften, und anhaltende Forschung und Anschauung der ewigen Wahrheiten. Der wahre Weise bekümmere sich, von seiner ersten Kindheit an, gar nicht um die Wege, die zu Gerichtshöfen, oder Rathhäusern, oder andern öffentlichen Versammlungsplätzen führen. Er höre und sehe nichts von geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen oder Volksschlüssen, und alles Wetteifern um öffentliche Aemter und Ehrenstellen werde ihm, wie grosse Gastmäler und fröliche Zusammenkünfte, nicht einmal im Traume bekannt. Er wisse nichts weder von der neuern noch ältern Geschichte seines Vaterlandes, und merke es nicht einmal, daß er nichts davon wisse. Er entsage diesem allem, nicht aus Eitelkeit, nicht in der Absicht, selbst mit seiner Unwissenheit zu prahlen, sondern

das

das alles halte er für nichtswürdige Kleinigkeiten, die seine Aufmerksamkeit nicht einen Augenblick verdienen. Der Weise verweile und wandle nur allein seinem Leibe nach unter seinen Mitbürgern, sein Geist hingegen schwebe allenthalben umher, und senke sich entweder unter die Erde hinab, oder hebe sich auch über alle Himmel empor, um die Natur eines jeden Wesens auszuspähen. Müsse er aber sich vor Gericht verantworten, oder vor dem Volke reden, so sey er in der größten Verlegenheit, und werde eben wie Thales, da er in eine Grube fiel, dem elendesten Pöbel zum Gelächter, weil er von allem was zum gemeinen Leben gehört, oder gewöhnlichen Menschen vor den Füssen liegt, gar nichts wisse. Er verachte Hoheit des Standes, unermeßliche durch mehrere Länder fortlaufende Besitzungen, Adel und Alterthum des Geschlechts, ungeheure, von entfernten Vorfahren aufgehäufte, Schätze, als Spielwerke von Kindern, auf die kein grosser himmlisch gesinnter Geist stolz seyn könne. Endlich spotte er aller Künste und Wissenschaften

als unnützer Weibermährchen, diejenige ausgenommen, welche ihn lehre, wie er so geschwind als möglich aus dem irdischen unreinen Wohnsitze der Vergänglichkeit in eine bessere Welt entfliehen könne, wo keine Verwandlung sey, keine Entstehung, und auch kein Untergang.

Hingerissen durch dieses schwärmerische Wortgepränge, begnügten sich die Egyptischen Asceten nicht etwa nur, den ersten allervollkommensten und unserm Heiland ganz nachgebildeten Christen von Jerusalem gleich zu seyn. Solches Christenthum war für sie zu flach. Alle Platoniker, sagt ein tiefer Erforscher der Denkart dieser Zeiten (*), die am Ende des zweiten, und noch mehr

(*) Herr Meiners, Professor in Göttingen, der in seinen Betrachtungen über die Denkart dieser Zeiten, und auch in seiner Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer, gezeiget hat, wie leicht sich deutsche Philosophie mit aller historischen Kunst der Engländer und dem edelsten Styl, unter einer Meisterhand vereinigt.

mehr diejenigen, welche im dritten Jahrhundert lebten, trugen jene Grundsätze des Plato vor, und wurden dadurch nicht nur selbst unbrauchbare Mitglieder, sondern auch Verräther der bürgerlichen Gesellschaft, indem sie derselben junge hofnungsvolle Männer entzogen. Sie wählten eine Lebensart, wodurch diejenigen, die Lehrer, Aufklärer und Besserer ihres Zeitalters hätten seyn können, weiter nichts wurden als unnütze philosophische Mönche.

Alle diese grübelnden und müssigen Schwärmer lehrten ohne Ausnahme, wie der angeführte grosse Mahler alter Denkart und Sitten zeigt, der Mensch werde nur allein durch das Hinaufsteigen zu Gott glücklich; und zu dieser höchsten Glückseligkeit, zur Wiedervereinigung mit Gott, könne er nie gelangen, wenn nicht alle Bande aufgelöst würden, welche die Seele an die Materie fesseln. Sie behaupteten, der ruhige, in der Stille forschende Liebhaber der Weisheit brauche weder dauerhafte Gesundheit noch Athletenstärke, um der

höchsten Glückseligkeit theilhaft zu werden; denn diese könne man nicht anders erreichen, als wenn man alle Leidenschaften allmählig ersticke, und nichts begehre, oder befürchte, über nichts traure, oder sich freue, was man nicht in seiner Gewalt habe zu erlangen, oder zu vermeiden. Also hatten die neuern Platoniker, sagt der vortrefliche deutsche Philosoph, ganz wunderliche Begriffe von der Vollkommenheit der menschlichen Natur, indem sie Tugenden nicht nach dem Verhältnisse des absichtlichen Guten schätzten, das durch gewisse Fertigkeiten und Handlungen gestiftet wurde, sondern nach dem Grade, in welchem sie uns von der Materie entfernten, und der Gottheit näher brächten.

Solche müssige Grillen und abentheuerliche Phantastereyen flossen nun in Egypten in die Christliche Religion, und verdarben sie bis zur Unkennbarkeit. Philosophirende Christen, die sich vornahmen ein Christlich heiligeres und Neuplatonisch erhabenes Leben zu führen, bestrebten sich, ihre

Seele

Seele durch Beschaulichkeit, Enthaltsamkeit, Einsamkeit und körperliche Qualen von ihrem Körper loszureissen, um sie schon in diesem Leben näher mit Gott zu vereinigen. Ueber alles Irdische weggehoben, von allem, was aus der Welt ihnen noch anhieng, gereinigt, hofften sie sich himmelhoch zu verlieren im Wesen aller Wesen. Zweyerley Frömmigkeit und zweyerley Tugend entstand daher in Egypten. Man war gemein fromm und erhaben fromm; fromm daß es jeder sehen konnte, und fromm daß es nur die Eingeweihten verstunden. Gemeine Christen arbeiteten; erhabene Christen ruhten. Also war eigentlich die träge und lichtscheue Mystik das Produkt aller dieser Schwärmerey, des übel verstandenen Evangeliums, der abentheuerlichen Neuplatonischen Philosophie, und dann auch der brennenden Sonnenhitze, in der sich der Mensch keine grössere Glückseligkeit denket als Kühlung und Ruhe.

Viele Asceten hatten doch vormals noch in ihren Häusern und unter Menschen gelebt. Aber seit-

dem sie durch ihre luftige Grundsätze gelernt hatten, aus sich den Platonischen Funken der Göttlichkeit wie Feuer aus einem Kiesel herauszuschlagen, alle ihre Leidenschaften wie Glas zu zerbrechen, alle Eindrücke der Sinne rein zu zerstören, die Seele probhältig zu ihrem Urquell zu erheben, und ihr höchstes Gut in nichts zu suchen als in träger Ruhe, sonderten sie sich alle ab von den Menschen. Am Ende des zweiten und im dritten Jahrhundert, also in den Zeiten der größten Herrschaft der Neuplatonischen Philosophie, zogen die Asceten aus den Städten in einsame Oerter, und man nannte sie Mönche, das ist, Einsame.

Einige hatten freylich vorher schon einsam gelebet. Aber der grosse Kirchenlehrer Mosheim hält für gewiß, daß viele blos der Egyptischen Philosophie zufolge, die ihnen durch ihre Lehrer vorgetragen ward, also in der Absicht die höchste Stufe der Heiligkeit zu erreichen, diese strengere Lebensart wählten.

Sie

Sie lebten nun zuerst in Egypten und nachher in Syrien, in der Entfernung von den übrigen Menschen, entweder beysammen, und wählten sich in hohen und festen Entschlüssen einen Vorsteher, Vater und Aeltesten, nach dessen Führung, Ermahnungen und Beyspiel sie hoften ihren Kampf zu vollenden. Oder dieß schien ihnen auch nicht genug zu ihrem Platonisch mystischen Zweck, weil doch viele befürchteten, durch den Anblick ihrer Brüder, ihre Gespräche, gemeinschaftliche Arbeit und Gebet, die gänzliche Einkehr der Seele in sich selbst zu verhindern, und die erhabene mystische Ruhe, die sie suchten, zu verfehlen. Darum begaben sich diese in Wildnisse und in die abgelegenen Wohnungen wilder Thiere, wo sie ein hartes, trauriges und trostloses Leben führten. Jene hiessen Cenobiten, diese Anachoreten oder Eremiten.

Cassianus ist der erste Schriftsteller, der als Augenzeuge und aus dem Munde der Egyptischen Mönche alle diese Nachrichten gesammelt hat. Er sagt nach einem dieser Mönche: der Zweck von jedem

jedem unter ihnen sey eine unbewegliche Gemüthsstille; alles müsse sich in ihm erheben zum geistigen Anschauen Gottes, und zur beständigen Reinheit des Herzens, wodurch man allein Gott sehe; nur Eins müssen Mönche wollen, und dieses Einzige sey Gott. Also war im zweiten und dritten Jahrhundert Mystik der Ursprung aller Mönchserey; also war der erste Zweck des Mönchwesens etwas, wovon Millionen Mönche nie gehöret haben und nichts wissen. Also haben Pythagoras, und Plato, und Philo (*), und Egyptens brennende Sonnenhitze und trockner Himmel die Mystik hervorgebracht, und Mystik die Mönchserey.

Viele Christen flohen auch in die Wüsten, um den Verfolgungen der Römischen Kaiser zu entgehen, und viele kamen aus den Wüsten nicht wieder zurück. Einer der berühmtesten von denen, welche der Verfolgung des Decius entgiengen, war

(*) Mosheim, der dieß alles in das deutlichste Licht gesetzet hat, findet das ganze System der Mystik bey dem platonisirenden Juden Philo.

war Paulus, der erste Christliche Einsiedler aus Theben gebürtig.

Als das Bedrängniß der Christen in Egypten den Anfang nahm, suchte dieser edle, reiche und gelehrte Jüngling sich an einem entfernten Orte auf dem Lande zu verbergen. Allein da man ihn den Heiden entdecken wollte, begab er sich tief in die wüsten Gebürge; nach einem langen zurückgelegten Wege fand er einen Berg, und an dessen Fusse eine grosse, mit einem Steine verschlossene Höhle. Er gieng hinein, und kam zu einem geräumigen Platz, der oberhalb eine Oeffnung hatte, die ein alter Palmbaum mit weit ausgebreiteten Aesten bedeckte; auch eine sehr klare Quelle, die sich aber, kaum daß sie hervorgeflossen war, wieder in der Erde verlor. Ausserdem gab es in diesem Berge viele Wohnungen, und in denselben verschiedene Werkzeuge zum Münzen, denn zu den Zeiten der Cleopatra nahmen falsche Münzer in diesen Ort ihre Zuflucht.

Hier wählte Paulus sogleich seinen Aufenthalt. Der Palmbaum gab ihm Kleidung und Speise, die Quelle seinen Trank. Er lebte daselbst unter Gebet und andern geistlichen Uebungen bis in sein hundert und dreyzehntes Jahr, ohngefähr bis gegen 340. Damals ward er dem Antonius bekannt, der in einer andern Gegend dieser Egyptischen Wüsteneyen eine gleiche Lebensart seit vielen Jahren führte, und eben bey dem Paulus ankam, um ihn, als er gleich darauf starb, zu begraben.

Paulus war also der erste unter den Christen mit Namen bekannt und berühmt gewordene Einsiedler, der eine Stufe höher stieg als die gewöhnlichen Asceten, in seiner wüsten Einöde allem Umgang mit Menschen ganz entsagte, und seine Höhle niemals wieder verließ. Hieronymus nennt ihn den Urheber des Einsiedlerlebens; aber dieses war eigentlich nur eine Erweiterung und Fortsezung des Lebens der Asceten.

Niemand wird ohne Vergnügen lesen, wie ein deutscher Kirchenschriftsteller, der helleſehende Schröckh, dieſe neuerſonnene Heiligkeit mit ſeinem philoſophiſchen Auge betrachtet, und mit welchem treffenden Durchblick er das ganze Einſiedlerweſen in wenigen Worten ſchildert. Wie mußte, ſagt Er, der groſſe Haufen der Chriſten den Mann anſtaunen, der blos, um deſto nachdrücklicher an ſeiner Seligkeit zu arbeiten, ſich großmüthig zum Wilden machte, und für die ganze Welt zum Todten! Wie mußte der groſſe Haufen den Mann verehren, der ein ganzes Leben hindurch dem Genuß von allem freywillig entſagte, was die Menſchheit für reizend und vortreflich hielt, und dieß alles hingab für unſichtbare Güter! Wie leicht verband man mit den Begriffen von ſolchen Geſinnungen und Sitten und einer ſo vollkommenen Heiligkeit die Erwartung wunderthätiger Kräfte. Wie leicht entflammte dann auch der Einſiedler ſelbſt ſeine Einbildungskraft, indem er ſo viele für die Welt ihm ertheilte Gaben nicht allein ungenützt ließ, ſondern gar erſtickte. Es war natürlich,

lich, daß derjenige, der den ordentlichen Weg nicht betreten wollte, auf welchem andere Christen zu einer reifern Tugend gelangten, auf ausserordentliche Dinge wartete, auch wirklich wähnte, er sehe zu seinem Besten Erscheinungen und Wunder. Der heisse Himmelsstrich von Egypten, Syrien und Palästina, begünstigte durch seine Wirkungen auf den Körper diese schwärmerische menschenfeindliche Frömmigkeit. Mancher ward in die Wüste geleitet durch einen natürlichen Hang zur Einsamkeit und Schwermuth; ein anderer durch seinen ausgetrockneten Leib, oder sein dickes Blut. Verpflichtete sich hier ein Christ zu dieser hohen Selbstverläugnung aus Furcht vor den Reizungen seiner Sinne: so gerieth dort ein anderer, dem die Welt wegen erlittenen Unrechts und Verdrusses unausstehlich war, oder der alle Reizungen zu schon begangenen Sünden schlechterdings vermeiden wollte, leicht auf einen gleichen Entschluß. Rühmlicher und nützlicher entgieng man freilich der Sünde, durch die Stärke christlicher Gesinnungen, mitten unter den Menschen und der

Ver-

Verführung. Aber manchen Christen konnten auch die kirchlichen Büssungen für die Sünden bewegen, sich in eine Art von Unmöglichkeit zu versetzen, dieselben jemals wieder zu begehen. Doch der Einsiedler betrog sich und seine Bewunderer. Er hofte der Sünde und jeder Veranlassung zu derselben zu entfliehen, und die Sünde verfolgte ihn bis in seinen wüsten Aufenthalt. Schon die scheinheilige Unthätigkeit, in welcher er ruhte, war eine Uebertretung göttlicher Gebote; und das Herz, womit er die Welt überwand, ward überwunden durch Eitelkeit und Stolz.

Solche Betrachtungen beweisen doch, wie mir deucht, daß ich nicht der Einzige bin, der vor dem Heiligenschein der ersten Einsiedler nicht immer den Hut abnimmt. Vielleicht folgt mir auch, nach dieser von fernher gezeigten Aussicht, der ungeduldige Leser itzt lieber in die Höhlen der Cellen, die, dreyhundert und fünf Jahre nach Christi Geburt, der heilige Antonius mehr in Ordnung brachte, und mit grösserm Enthusiasmus belebte.

Vielleicht liest man itzt mit grösserer Theilnehmung einige Züge aus dem Leben und dem Charakter eines Mannes, der so mächtig auf viele Menschen gewirket hat, und aus dessen Sitten und Lebensart der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit behaupten will, er sey durchaus weder der Melankoliker noch der Schwärmer gewesen, für den man ihn hält, sondern ein heiterer, kerngesunder, und gar nicht überspannter Kopf.

Antonius der grosse war von Geburt ein Egyptischer Bauer. Einige behaupten, daß er lesen und schreiben konnte, und von andern wird es geläugnet. In seiner ersten Jugend wollte er durchaus keinen Umgang mit andern Knaben haben. Er huckte lieber auf sich selbst in menschenscheuer Gesinnung. Kaum hatte dieser schwarzgallichte Jüngling seine Eltern verloren, so verschenkte er auch gleich sein beträchtliches Vermögen von hundert und funfzig Morgen Landes an die Bauren seines Dorfes, er verkaufte sein Hausgeräth und gab das Geld den Armen, verließ nach-

nachher Haus und Hof, und zog, zuerst an einen einsamen Ort in der Nähe, sodann von einem Einsiedler zum andern, um sich mit der hohen Tugend bekannt zu machen, wovon er in der Folge seinen Zeitgenossen das Beyspiel gab, und durch sie der Welt die Lehre.

Der Teufel entzündete schon frühe in diesem grossen Heiligen das Feuer geiler Lust. Antonius kämpfte dagegen durch Brodt und Wasser und ein hartes Lager bey Nacht. Um desto kräftiger über Welt und Sünde zu siegen, verbarg er sich, in einer ziemlichen Entfernung von dem Dorfe wo er gebohren war, in ein Grab. Dieser seltsame Aufenthalt schien seine melankolische und menschenscheue Anlage zu vermehren, und ich darf blos erzählen, was seine bewährtesten Geschichtschreiber von ihm sagen, damit man sehe, wie sehr sein Hirn von diesen ersten ascetischen Versuchen litt. Er hatte in seinem Grabe beständige Katzbalgereyen mit dem Teufel, wie er glaubte, und er schlug sich bey aller dieser Angst und Unruhe in

dem engen Gewölbe die Glieder so fürchterlich entzwey, daß man ihn für todt aus seinem Grabe in die Kirche des nächsten Dorfes trug. Wahrscheinlich war er epileptisch. Aber kaum kam er in dieser Kirche zu sich selbst, so verlangte er, daß man ihn, seiner Wunden ungeachtet, wieder in sein Grab trage. Augenblicklich war auch der Teufel wieder da; das ist, seine Krankheit befiel ihn wieder. Er ward von neuem verwundet, und behielt seine Wunden lange.

Antonius wollte sich nun mit einem alten Ascéten völlig in die Wüste begeben; dieser schlug es ihm ab, weil es etwas Neues wäre. Antonius eilte also allein, in seinem fünf und dreißigsten Jahre, nach der Wüste. Er gieng über den Nil, kam in die Gebürge, und fand da ein altes Casteel, wo er sich noch für zwanzig Jahre einschloß.

Seine Nahrung bestund in diesem Casteel aus altem Brodt, das man ihm alle halbe Jahre brachte,

brachte, und aus Wasser, das er in seinem Casteel fand. Seine Thür öfnete er weder für die, die ihm Brodt brachten, noch für die, die ihn besuchen wollten. Aber mit Schrecken und Erstaunen hörten diese Leute oft ein fürchterliches Getümmel und Geschrey. Sie glaubten, Antonius scharmutzire mit dem Teufel; aber eigentlich hörten sie nur, wie närrisch Er sich zuweilen anstellte, oder wie närrisch Er wirklich in seinem Casteel war. Der Aulauf ward aber doch allmählig, unter den heiligen Mauren dieses verwünschten Schlosses, so groß, daß Antonius endlich, nach zwanzig Jahren, auf vieles Bitten, wie die heiligen Schriftsteller sagen, aber aus Langerweile, wie mir deucht, und offenbar zum Besten seiner Gesundheit, sich entschloß, sein Casteel zu verlassen.

Nun verließ ihn seine melankolische Wuth. Er ward gesellig, unternahm Dinge von wichtigem Zweck, versammelte viele hie und da für sich lebende Einsiedler um sich her, und gewöhnte sie an

eine gemeinschaftliche Lebensart. Sie rückten ihre Wohnplätze näher zusammen, und kamen einander zu Hülfe in ihren Gebetsübungen und in den Bedürfnissen ihres Lebens. Antonius that nun Wunder über Wunder an kranken Körpern und Seelen, und beredete eine grosse Menge von Menschen, sich auch in die Einsamkeit zu begeben, so wenig er sich selbst, im Grunde, der Einsamkeit bis hieher rühmen konnte; denn bey seinem Aufenthalt im Grabe und auf dem verwünschten Castell war er offenbar nicht recht im Kopfe.

Viele gaben ihm Gehör, und bauten sich Hütten, die man damals einsame Mönchswohnungen (monasteria) hieß, in den dortigen Gebürgen. Ueber alle führte Antonius als gemeinschaftlicher Vater die Aufsicht. Dieser Zug zur Einsamkeit ward immer grösser, und er bevölkerte immer mehr die Wüsten umher. Vielleicht trugen die noch fortwährenden Verfolgungen viel dazu bey; aber als auch die Kirche wieder Frieden hatte, kamen doch noch immer wieder andere Flüchtlinge aus

der

der Welt in diese Einsiedeleyen. Der Ort, wo Antonius die ersten Einsamen um sich her versammelte, hieß Phaium, und einer seiner ersten, berühmtesten und wirksamsten Lehrjünger war der heilige Hilarion.

Hilarion kam aus Neugier, als ein junger Student von Alexandrien zu Antonius, und mit dem Mönchskleid gieng er wieder von ihm weg. Die Melankolie hatte aber anitzt den heiligen Antonius so sehr verlassen, daß er wirklich zu gesellig und zu redseelig ward. Dieß misfiel dem strengen Hilarion. Unausstehlich war ihm das Gedrenge um den heiligen Antonius her, und alle die Unruhe und aller der Unfug von Leuten, die sich von diesem Gaßner (*) jener Zeit wollten Teufel aus-

(*) Gaßner, ein oberdeutscher Priester, wie man weiß, hatte vor wenigen Jahren in Oberdeutschland den Ruf, daß er eine grosse Menge Krankheiten durch Beschwörung des Teufels heile. Es versteht sich von selbst, daß man also den Teufel für

treiben lassen, die sie nicht hatten. Hilarion gieng deswegen nach seinem Vaterlande zurück, um

für die nächste und wesentliche Ursache aller dieser geheilten Krankheiten hielt. Das war viel für unsere Zeit. Aber noch weit seltsamer ist, daß Gaßner wirklich Kranke durch seinen Exorcismus auf der Stelle und für eine lange Zeit geheilet hat, deren Geschichte ich kenne, und die ich, und andere weit geschicktere Aerzte als ich bin, nicht heilen konnten. Wir hätten sie auch geheilet, wenn wir solche Einwirker auf die Seelen der Menschen wären, wie doch eigentlich jeder Arzt seyn sollte; denn an den Teufel, als Ursache irgend einer Krankheit, glaube ich nun freilich eben so wenig, als an die Wegschaffung irgend einer Krankheit, vermittelst dieser Wegschaffung des Teufels. Aber daß Gaßner Nervenkranke curirt hat, durch eine äusserst frappante Herrschaft über Imagination und Nerven des Pöbels, davon bin ich völlig überzeugt. Seltsam genug war es übrigens auch, daß bald nach der Zeit, da Herr Lavater allenthalben die Lehre

von

um da alleine und entfernt von solchem Geplauder zu leben. Antonius schenkte ihm beym Abschied, zum Andenken seiner Freundschaft, einen Schafspelz; und seine Achtung war auch in der Folge für Hilarion so groß, daß er gewöhnlich den Leuten sagte, die aus Syrien zu ihm kamen, um sich ihre Teufel austreiben zu lassen, warum sie nicht zu dem Hilarion gegangen seyen, der eben so gut Teufelaustreiberey verstehe, als Er selbst?

Antonius war nunmehr nicht so wol eigentlicher Einsamer, als vielmehr Prediger der Einsamkeit, und hochberühmter Teufelaustreiber. Strenge war sein Leben sonst noch immer genug. Auf dem blossem Leibe trug er ein härenes Hemd,

von der noch immer fortdaurenden Möglichkeit der Wundergaben rege zu machen suchte, dieser catholische Priester in Schwaben und Bayern diesen Spuk erregte, und praktisch das zu thun schien, was Herr Lavater in Zürich exegetisch verhieß.

über dieses einen Mantel von Schafspelz, und auf dem Kopf eine Kaputze. Schmutzig mag er ausgesehen haben; denn er wusch und reinigte sich niemals, und ließ also den Thierchen, die zwischen Haut und Haaren wohnen, freyes Feld. Er aß wol zuweilen um drey Uhr des Nachmittages, aber gewöhnlich nur nach Sonnen Untergang, öfters erst nach zwey, drey und vier, auch wol erst nach fünf Tagen. War er auch alsdann erschrecklich hungrig, so begnügte er sich doch mit sechs Unzen altem trocknem Brodt, das er in Wasser einweichte, und ein wenig Salz. Zuweilen aß er einige Datteln, wenn er Palmbäume fand. In seinem hohen Alter erst durften seine Jünger ihm alle Monate einmal Oliven, Oehl und Gemüse bringen.

Für seine Patienten hielt Antonius Tafel, wie Michel Schuppach in Langnau. Aber bey weitem nicht so gut; denn seinen Patienten und Gästen gab er weiter nichts zu essen, als von ihm selbst gepflanzte, und vermuthlich ungekochte Kräuter.

Bey

Bey Tische war Antonius auch wirklich nicht so lustig und amüsant und amüsabel wie Schuppach; denn vor der Mahlzeit sagte er zwölf Psalmen her; er wiederhohlte auch wol den nemlichen Psalm zwölfmal, und zwölfmal betete er noch zwischendurch. Von Tische gieng er mit seinen Gästen wieder zum Gebete, sagte wieder zwölf Psalmen her, zwischendurch wieder zwölf Gebete; und dann ruhete er aus.

Er schlief auf einer Decke von Rohr, und zuweilen auf der blossen Erde. Aber fast gewöhnlich legte er sich nicht zum Schlafen hin, sondern er wachte und betete durch die ganze Nacht. Andere male, nachdem er ein wenig geschlafen hatte, stand er um Mitternacht auf, und betete mit ausgestreckten Armen bis zum Aufgang der Sonne, zuweilen bis des Nachmittages um drey Uhr. Er schämte sich, daß er schlafen und essen mußte. Diese Abhängigkeit von seinem Körper und von seinem Magen war ihm so widerlich, daß er sich zuweilen mit den Brüdern zwar zu Tische setzte,

aber

aber dann plötzlich aufstand, weggieng, und entweder fastete, oder alleine aß. Ob er gleich fast nicht leiden konnte, daß man ihn essen sah, aß er doch zuweilen mit den Brüdern, nur um Gelegenheit zu haben, ihnen gute Lehren zu geben.

Wenn die Kranken zu häufig auf ihn losstürmten, gieng Antonius abseite, und lebte alleine, so lange er es aushalten konnte. Aber dann hatte er auch, ab und zu, eigentliche und wahre Langeweile, wie man aus verschiedenen alten und heiligen Schriftstellern sieht, die der fromme und gelehrte Tillemont anführt. Als ihn daher dieser Seelentod einst in der Wüste anschlich, beklagte er sich im Gebete zu Gott, er könne aus Langerweile sein Heil nicht mehr befördern. Sofort hatte Antonius eine Erscheinung, die ihn zurechtwies. Er sah sich selbst, sitzend und arbeitend, dann von der Arbeit weggehend zum Gebete, dann wieder sitzend und beschäftigt, eine Decke aus Palmblättern zu flechten, dann wieder betend.

Der

Der Schluß aus dieser Vision war: das beste Mittel gegen Gähnsucht und Langeweile sey Arbeit. Antonius flocht also nun gewöhnlich Decken. Er beschäftigte sich auch, wenn er sonst eben keine Teufel auszutreiben hatte, mit Ackerbau und Gärtnerey.

Einen damals gar nicht ungewöhnlichen Einfall hatte Antonius im Jahre 312; er verließ plötzlich seine Einsamkeit, und gieng nach Alexandrien, um sich da hinrichten zu lassen. Dieß gelang ihm nicht; auch kam er verdrießlich wieder in seine Celle zurück, verschloß sich, wollte nicht ausgehen, wollte keinen Menschen sehen und sprechen. Aber an den Kranken, die ihn noch immerfort besuchten, um von ihm geheilt zu werden, geschahen itzt Wunder, wenn sie auch der heilige Doctor nicht sah und sprach.

Lange konnte Antonius jedoch auch diese Besuche nicht aushalten, denn sie störten seine Ruhe, und beleidigten durch die Ehre, die man ihm zu erwei-

erweisen glaubte, seine Demuth; oder schienen ihm auch läppisch und abgeschmackt, wie es alle Besuche sind, die man berühmten Männern macht, um sie anzugaffen. Er gieng also tiefer in die Wüste hinein, und wählte nah an dem rothen Meer, zum letzten und herrlichsten Ziele seiner Laufbahn, den Berg Colzim. Wasser und Palmbäume fand er da; er säete auch Weitzen aus, und machte sein Brodt selbst, damit nur niemand zu ihm komme, unter dem Vorwand, ihm Brodt zu bringen. Uebrigens hatte er auf dem Berge Colzim anfangs keine andere Gesellschaft als eine grosse Menge Teufel, die ihn immer aus seiner Einsamkeit vertreiben wollten, und die gewiß auch gegen die Einsamkeit geschrieben hätten, wenn Antonius hätte lesen können.

Der hohe Colzim lag in der Wüste, die zum rothen Meere führet, zwischen Babylon und Heraclea; aber doch von Babylon durch eine so fürchterliche und unwirthbare Wüste entfernt, daß man für diejenigen eine Cameelpost anlegen mußte, die

die den heiligen Antonius in der Folge aus den nächsten Städten besuchten, so sehr er sich auch gegen alle Besuche sträubte, und so widerhaarig er auch gewöhnlich die vermaledeyte Brut der nahen und fernen Visitenmacher anblickte.

Sonst war dieser Berg noch angenehm genug, felsicht, hoch, und nur von tausend Schritten im Umkreis. Aus seinem Fusse floß ein kleiner leiser Bach, dessen Ufer eine grosse Menge von Palmbäumen beschatteten. Antonius hatte Weinstöcke da gepflanzt und Bäume, und ein Gärtchen angeleget, und den Acker gebaut. Dieß machte ihm viele Arbeit, war aber auch ein herrliches Mittel gegen Langeweile. Gewöhnlich kamen eine Menge Waldesel und andere Thiere der Wüste, um aus dem kleinen Bach zu trinken; aber bey dieser Gelegenheit verheerten sie dann auch das Gärtchen des Antonius, und alles, was er pflanzte und säete. Eines Tages befahl deswegen der grosse Heilige einem Waldesel, der die übrigen führte, er soll stillestehen. Das that der Esel. Nun gab

ihm

ihm Antonius einen sehr sanften Hieb mit einem Rüthchen, und dabey befahl er ihm und seiner Gesellschaft, im Namen des Herrn, sie möchten nun ihr Lebenlang nicht wieder in sein Gärtchen kommen. Und die Esel begnügten sich blos, aus dem kleinen Bache zu trinken, und kamen nicht wieder in das Gärtchen.

Antonius der grosse hatte gewöhnlich seine Residenz in einer engen Höhle dieses Berges, die nicht grösser war als er selbst. Zur Veränderung hatte er sich aber, oben auf dem Berge, noch zwey Cellen von gleicher Grösse in die Felsen gehauen, und mit Thüren versehen. Er begab sich dahin, wenn er sich vor dem Visitenzwang retten wollte.

Dieser überstieg itzt wieder alle Begriffe, sobald Antonius wieder aufgespürt war. Es gab Besuche von allen Enden und Orten, von Mönchen und Müssiggängern und Kranken. Den Mönchen gab er vortrefliche Lehren. Die Kranken

curirte

curirte er oft durch die Kraft seines Glaubens und Gebets. Zuweilen curirte er sie aber auch nicht; und dies machte ihn nicht traurig und betroffen, wie ich es wahrlich an seiner Stelle gewesen wäre, sondern er verwies sie, kurz und gut, zur Gedult.

Von dem Berge Colzim gieng Antonius auch wieder oft nach Phaium, wo er seine ersten Schüler um sich her in kleinen Hütten versammelt hatte. Dieß geschah aber doch nicht so häufig, als man es verlangte, weil jener Ort von diesem drey Tagreisen und drey Nachtreisen entfernt war, und weil der Weg durch eine Wüste gieng, wo man kein Wasser fand. Alle fünf, zehn, oder zwanzig Tage verließ Antonius seinen heiligen Berg, und begab sich nach einem noch ziemlich von da entfernten Orte, Pispir genannt, wo eine Menge Cenobiten lebten. Hier nahm er gerne Besuch an. Auch fragte er gleich, wenn er hinkam, ob Fremde da seyen? Sagten ihm die Mönche ja, so fragte er: sind es Egypter oder

Leute von Jerusalem? Nun logen die Mönche. Denn wenn Leute da waren, die den Antonius nicht für Sachen von Wichtigkeit zu sprechen hatten, sagten sie, es seyen Egypter da; waren es aber Leute von grossem Glauben an den Antonius, so sagten sie, es seyen Leute da aus Jerusalem. Sagten sie, es seyen Egypter da, so befahl Antonius, daß man ihnen Linsen koche und ihnen zu essen gebe; dann fertigte er sie aber mit einem Gebet und einer kurzen Ermahnung ab. Sagte man ihm, es seyen Leute aus Jerusalem da, so ward er sehr sprachseelig, setzte sich zu ihnen nieder, und schwatzte mit ihnen von Heilssachen die ganze Nacht hindurch. Also war wirklich Antonius gegen Ausländer höflicher als gegen seine Landsleute.

Zuweilen gieng Antonius auch von seinem Berge herab auf entfernte Reisen, und zumal öfters nach Alexandrien, wo viele Unterdrückte ihn um seine Fürsprache bey der Obrigkeit baten. Aber

er

er eilte, sobald er dieselbe angebracht hatte, wieder in seine Einsamkeit zurück.

Einen sehr merkwürdigen Besuch machte er in seinem neunzigsten Jahre bey Paul dem ersten Einsiedler, der schon neunzig Jahre her, allen übrigen Menschen unbekannt, alleine, und verborgen lebte. Der alte Kopf des grossen Antonius ward auf dieser Reise wieder ausserordentlich warm, denn das meiste, was er davon erzählte, zeigt, er habe mit offenen Augen geträumt.

Schon unterwegens wollte Er mit einem Ungeheuer gesprochen haben. Es war halb Mensch, halb Pferd, und bat ihn im Namen eines ganzen Haufens seines gleichen Gott für sie anzurufen. Solche Ungeheuer sieht man nicht, wenn man recht im Kopfe ist. Sodann sagte Antonius, habe gleich nach seiner Ankunft ein Rabe doppelt so viel Brodt gebracht, als er sonst dem Paulus seit sechzig Jahren her zu bringen gewohnt war. Aber dieß ist noch nicht alles; denn Paulus eröfnete

seinem Freunde, daß sein Ende bevorstehe, und damit er ihm die schmerzhafte Gegenwart bey seinem Tode ersparen möchte, bat er ihn, zur Einwickelung seines Leichnams einen ihm von Athanasius geschenkten Mantel zu hohlen. Als Antonius mit dem Mantel zurückkam, spükte es nun wieder so in seinem Kopfe, daß er nicht etwa den Paulus ganz natürlich todt fand, sondern er sah seinen unsterblichen Theil ganz glänzend zum Himmel aufsteigen, zwischen Schaaren von Engeln und Aposteln. Was aber sterblich an dem Paulus war, seinen todten Körper, fand er in der Stellung eines Betenden knieend. Er beerdigte ihn mit Hülfe von zwey Löwen.

Antonius mußte sich nach dieser fieberhaften Reise doch auch schwach gefunden haben, denn nachdem er wieder auf seinem heiligen Berge angekommen war, wählte er sich zu seiner beständigen Gesellschaft zwey seiner Schüler, damit sie ihm bey seiner zunehmenden Schwächlichkeit einige Dienste leisten.

Unter den vielen Besuchen, die Antonius theils in dem Kloster Pispir, theils auf seinem Berge hatte, befanden sich auch zuweilen Ketzer. Aber Ketzer, und zumal Arianer, konnte Antonius nicht ausstehn. Einige Arianer besuchten ihn auf seinem Berge, die er auf der Stelle wegjagte. Allen Ketzern überhaupt war Antonius auch so fürchterlich gram, daß er kurz vor seinem Tode noch eine Reise nach Alexandrien that, um den Ketzern da zu fluchen. Auch sogar auf seinem Sterbebette zeigte sich seine Intoleranz noch durch eine kräftige Ermahnung an seine Lehrjünger, womit er ihnen befahl, nie mit keinem Ketzer umzugehen.

Auch von Philosophen hatte Antonius zuweilen Besuch; und diese kamen, um sich über ihn lustig zu machen, und ihn als einen Idioten und als einen Tölpel zu verlachen. Dieß mislang ihnen, wie man leicht denken kann. Cassianus erzählet, einige Philosophen, die sich bekanntlich damals sehr mit der Magie abgaben, haben ihm auch,

zum blossen Schabernack, eine Menge Teufel vom ersten Range auf den Hals gehetzet. Aber Antonius war schußfrey, wie man weiß, vor allen Teufeln des ersten und vor allen Teufeln des zweiten Ranges.

Ein paar andere Philosophen spöttelten ihn; er schlug sie aber auf der Stelle damit nieder, daß er ein paar Teufel vor ihrer Nase austrieb. Andere Philosophen fragten ihn, wie er doch ohne Bücher leben könnte? Antonius gab erhaben zur Antwort: mein Buch ist Gott und die Natur. Einmal sagte er auch vortreflich: es kommt eine Zeit, da die Menschen Narren seyn werden, und wenn sie dann einen Menschen sehen, der kein Narr ist, so werden sie sich gegen ihn auflehnen, als wäre Er, weil er nicht ist wie sie, der einzige Narr in der Welt.

Eine Anekdote steht in dem Coptischen Märtyrerbuche, woraus man schliessen kann, Antonius habe mehr als einmal recht gute prophetische Blicke

in

in die Zukunft geworfen. Seine Jünger saſſen einst um ihn her, und bewunderten die Menge von Menschen die sich der Einsamkeit widmeten, und den Eifer mit dem sie fortschritten auf dem Pfad der Tugend. Wird das auch noch lange dauren, fragten sie den Antonius? Er erwiederte ihnen mit Thränen: ach es wird eine Zeit kommen, da die Mönche anstatt in Höhlen zu wohnen nach den gröſsten Städten ziehen werden; da werden sie sich Palläste erbauen, gut essen und gut trinken, und von den übrigen Weltlingen sich durch nichts unterscheiden, als durch ihre Kleider, durch ihre Kaputzen, und durch den eiteln Stolz auf ihren ersten Stifter.

Ein herrliches moralisches Wort kam auch aus dem Munde des Antonius, als man einen Mönch in seinem Kloster eines Vergehens wegen heftig ausgefilzt hatte. Dieser Mönch gieng nach dem Antonius, um sich über diese Härte zu beklagen; die übrigen Mönche galoppirten ihm nach, um ihn zurück zu zerren, und scholten ihn noch ärger

in Gegenwart des Antonius. Eben war der heilige Paphnutius auch da. Als er diesen Mordslerm hörte, sagte er den Mönchen: ich sah einst am Ufer eines Flusses einen Menschen bis an die Knie im Morast stecken; einige kamen herbey, reichten ihm die Hände um ihn herauszuziehn, und stiessen ihn in den Morast bis an den Kopf. Das ist nach der Wahrheit gesprochen, erwiederte Antonius; Paphnutius, du verstehst, wie man Seelen rettet.

Aus der Freude, mit welcher ich auch solche edle Züge anführe, wird jeder billige Leser sehen, daß ich nicht unbillig gegen den heiligen Antonius bin. In meinem Leben hat es mir nichts gekostet, von einem Manne, dessen Schwäche ich kenne und zeige, auch das wirklich grosse und gute zu sagen, sobald ich es sehe. Aber die schiefen Köpfe, die den Antonius für einen Mann halten, der Engelsverstand sein Lebenlang hatte, mögen nun freilich auch zusehen, wie sie mit mir fertig werden, da ich ihnen so deutlich zeige, daß es

viele

viele und lange Zeiten in dem Leben dieses berühmten Egyptischen Bauers gab, in welchen er verrückt im Kopfe war.

Thorheit schadet dem Ruhme nicht; denn dessen ungeachtet gieng das Gerücht von dem Heldenleben dieses Bauers bis an den Hof des Kaisers Constantinus, der auch deswegen an den Antonius als an einen Propheten schrieb, und sich einen Besuch von ihm ausbat. Sein Ruhm erscholl über den ganzen Erdboden. Groß und weit verbreitet war seine Herrschaft über die Gemüther der Menschen; und allerdings mußte Antonius, so schwach und elend er auch in seiner Jugend gewesen war, bey mehrern Jahren Nerv und Kraft und gute Lungen haben, um so vielen Menschen die Lust zum Leben wegzuplaudern.

Seine letzte Reise nach Alexandrien beschleunigte wahrscheinlich seinen Tod. Er watschelte hin um den Ketzern zu fluchen, und Ketzern flucht man nie ohne Galle; die immer gefährlich ist,

und die gewöhnlich in solchem Alter tödtet. Was den Herrn von Voltaire in Paris umbrachte, half sodann auch nicht wenig, wie mir deucht, zu dem Tode des grossen Antonius in Alexandrien. Die Alexandriner waren wie die Pariser ein lustiges, neugieriges, regsames und feuervolles Volk. Ein fremdes Thier oder ein grosser Mann setzten ganz Alexandrien in Bewegung. Auch war bey diesem allerletzten Aufenthalte des Antonius in Alexandrien das Gedrenge von Christen und Heiden um ihn her so ausschweifend, daß der arme Sonderling darunter erliegen mußte. Alle Alexandriner wollten den grossen Mann sehen, der so viele Teufel ausgetrieben hatte; und viele berührten nur seinen Rock, in der Hofnung, dadurch werden ihnen auch wenigstens ein paar Teufel abgehen.

So schloß sich also das Ende der langen und glorreichen Laufbahn des grossen Antonius, im hundert und fünften Jahre seines Lebens. Er starb auf seinem heiligen Berge in den Armen seiner

seiner zwey Mönche, gleich nach seiner Rückkehr von Alexandrien; und hinterließ dem Erzbischof Athanasius (*) einen seiner härenen Röcke, dem heiligen Macarius seinen Stock, und allen Einsamen sein Beyspiel.

Der Name des Antonius ist groß geblieben bis auf unsere Zeit, denn in allen Klöstern wird er angebetet. Als ein Mann der sich göttlicher Er-

(*) Athanasius, Patriarch und Erzbischof zu Alexandrien, hat seine dankbaren Gefühle für dieses wichtige Vermächtnis verewiget; denn er ist bekanntlich der Lebensbeschreiber des grossen Antonius. Auch verehret die Römische Kirche noch itzt den Athanasius als einen grossen Heiligen. Dessen ungeachtet nahm ihm im Jahre 335. das Concilium von Tyrus seinen Hirtenstab. Man beschuldigte den heiligen Mann, er habe ein Mädchen genothzüchtiget, einen Bischof umgebracht, und einen Kelch zerbrochen. Es soll ihm zwar gelungen seyn sich dieser Verbrechen wegen zu rechtfertigen; aber er blieb abgesetzet, und man verbannte ihn von Alexandrien nach Trier.

Erscheinungen rühmte, als Wunderthäter, als Muster aller Mönche und oberster Heiliger aller Mystiker, verachtete er natürlicher weise alle Gelehrsamkeit. Sie war den mystischen Grundsätzen des Mönchsstandes im Wege. Durch einsame Betrachtungen, Gebet, inneres Gefühl, fruchtbare Einbildungskraft und strenge Enthaltsamkeit hofte man zu einer weit vollkommenern Religionserkenntniß zu gelangen, als durch alle Anstrengung der Verstandskräfte. Aber alle diese Vorzüge zur Gottseligkeit sind doch bekanntlich nicht der ächte Geist des Christenthums.

Solche Beyspiele der erhabensten Gottseligkeit, wie Antonius hatte geben wollen, erzeugten bald einen unglaublich grossen Haufen christlicher Sonderlinge und Abentheurer. Egypten, Lybien, Syrien, Arabien und Palästina wimmelten von dieser neuen Gattung von Frommen; sie verbreiteten sich bis in Ethiopien und Abyssinien. Alle waren Lehrjünger des Antonius und Erben seiner hohen Tugend. Jeder bestrebte sich in seinem Vater-

Vaterlande das Leben und die Kraft seines grossen Lehrers zu erreichen. Einer ermunterte den andern auf dieser dornichten Bahn; jeder verbreitete, so weit er konnte, diese göttliche Philosophie. Man besuchte aus den entferntesten Ländern die Jünger des Antonius und ihre Schüler. Ihr erhabenes Leben und ihr heroisches Ausdauren bey diesem Leben machte sie berühmt und demüthig; denn diese grossen Männer waren eben so gerne unbekannt, sagt Sozomen, als ihre eitelen Nachfolger nach Weltruhm gierig.

Antonius hatte aber nur noch einen kleinen und nicht am häufigsten betretenen Fußsteig zum Himmel ausgefunden. Sein Lehrjünger Pachomius zeigte, wie man glaubt, die breite Strasse; denn er ward in Egypten der eigentliche und erste Stifter aller Klöster in der Christenheit.

Pachomius ein abgedankter Soldat, aber nach meinem Bedünken ein ungleich vernünftigerer und grösserer Mann als Antonius der Egyptische Bauer,

hatte,

hatte, seiner Thebaischen Herkunft ungeachtet, die melankolische Hirnwuth seines Lehrers Antonius nicht, so kränklich er sonst war. Er besaß auch mehr erworbene Kenntnisse als Antonius, und verstand durch Inspiration, oder wie man will, Griechisch und Latein. Der Anachoret Palemon ertheilte ihm das Mönchskleid. Auf einem Berge und in einer Höhle lebten sie mit einander alleine.

Pachomius und Palemon lebten von Brodt und Salz. Bisweilen kamen noch einige Kräuter hinzu, bisweilen assen sie anstatt der Kräuter Staub und Asche auf ihrem Brodt. Beten, Nähen und Spinnen war ihr gewöhnliches Geschäft. Sie verfertigten härene Röcke, theils um sie selbst zu tragen und ihr Fleisch damit zu kratzen und zu kreutzigen, theils um sie zu verkaufen und aus dem erlösten Gelde zu leben und etwas an die Armen zu geben. Wenn sie mitten in der Nacht sich des Schlafes nicht mehr erwehren konnten, trugen sie Sand von einem Orte

nach

nach dem andern, um sich zum Wachen abzuhärten und zum Gebet. Damit sie nicht schlafen müssen, beteten sie auch beyde, die Nacht hindurch, mit kreutzweise über einander ausgestreckten Armen. Aus dieser Ursache war das die damals gewöhnliche Art zu beten; nun betet man noch so in der Messe. Um recht stark zu werden, gieng auch Pachomius immer barfuß durch Gebüsche und Dornen.

Ein unbewohntes Dorf auf einer Insel des Nils, Tabenna genannt, lag nicht weit von der Höhle wo diese zwey heiligen Männer wohnten. Pachomius, der da zuweilen Holz hohlte, bekam Lust unter diesen Trümmern zu wohnen. Palemon half ihm dort ein kleines Häuschen bauen. Nun verliessen sie sich, mit dem Versprechen sich doch jedes Jahr einmal zu besuchen. Aber der arme einsame Palemon ward krank. Antonius der Bauer hätte nun gleich an den Teufel gedacht, und den Kranken exorcisirt; aber Pachomius hohlte ihm ein paar Aerzte aus der ziemlich nahen

Stadt

Stadt Panopel. Die Aerzte aus Panopel sagten dem Palemon sehr vernünftig, er müsse essen; er aber wollte nicht essen, und starb.

Tabenna blieb itzt der Wohnort des Pachomius. Sein Bruder kam aber bald zu ihm, den er seit seinem Abschied von der Römischen Armee eben so wenig gesehen hatte als seine übrige Familie. Sie erweiterten gemeinschaftlich ihr Häuschen, in der Hofnung mehrere gute Menschen da zu beherbergen. Aber der Bruder starb, und nun war Pachomius wieder alleine.

Da gab es Katzbalgereyen mit dem Teufel. Der arme Pachomius sah nun auch Gesichter; und beydes war natürlich, denn er hatte sich den Schlaf so abgewöhnt, daß er vierzig Nächte nach einander ohne Schlaf zubringen konnte. Bekanntlich kann man nach so langem Wachen und Abmergeln sehen was man will. Da aber dieser gespannte Zustand länger nicht auszuhalten war, hatte Pachomius eine sehr vernünftige Vision, der zu-

zufolge er nun darauf dachte, sich Gesellschaft zu verschaffen. Wer ihn also besuchte und Lust und Liebe bezeugte Mönch zu werden, den behielt er bey sich, und machte ihn zum Mönch.

Also wirklich aus der Langenweile des Pachomius entstand zu Tabenna ohngefähr im Jahre Christi 325 das eigentliche, erste regulare Kloster in der Welt. Nur den Namen Kloster (Claustrum) kannte man damals noch nicht, denn die Orientaler hatten noch keine Clausur. Daher versteht man durch das was wir anitzt Kloster nennen, seit dieser ersten Stiftung des Pachomius, ein der Andacht geheiligtes Haus, oder eine zu diesem Zwecke gemachte Verbindung vieler Häuser, wo verschiedene Menschen gemeinschaftlich beysammen unter der nemlichen Regel und in der Abhängigkeit von einem Vorsteher wohnen und leben.

Pachomius ist leider auch der erste Stifter und Vater aller Congregationen und aller Mönchs-

orden, und das verzeihe ihm der liebe Gott, weil doch die Mönche nachmals bekanntlich die größten Apostel des Aberglaubens geworden sind, so wie sie selbst aus dem Innersten des Aberglaubens entsprossen. Vor ihm und nach ihm sah man im Orient nicht verschiedene Klöster eines Ordens, von einer Regel, und unter der Führung eines einzigen Abts; aber der ganze Occident hat diesen Gedanken von ihm. Pachomius stiftete acht solcher Klöster, ausser dem von Tabenna, in der Thebaischen Wüste; und viere kamen bald hinzu.

Seine Mönche waren mehrentheils zusammengeraffte Thebaische Bauren, insgesammt starke und derbe Kerle. Pachomius regierte dieses Gesindel verhältnißmässig nach seiner Derbheit. Die Novitzen mußten jedem Mönch, der ihnen begegnete, vor die Füsse fallen; und der Mönch erwiederte dann das Compliment mit jeder Grobheit und jeder bäurischen Begegnung, um die Novitzen in der Demuth zu üben und in der Gedult. Dann erhiel-

erhielten sie das Mönchskleid. Lesen mußten sie alle lernen; junge Mönche wurden zuweilen gepeitscht.

Alle Mönche von Tabenna trugen Hemder aus grobem Linnen ohne Ermel, die ihnen blos auf die Knie giengen, und um den Leib einen Gürtel. Ueber diesem Hemde hieng ein Mantel aus gegerbtem Ziegenfell, über Hals und Schulter, und von hinten bis unten an die Schenkel. Auf den Kopf und bis an die Schultern setzten sie eine wollene Kaputze. In der Kirche hiengen sie dann noch ein Mäntelchen von Linnen um Hals und Schultern.

Fasten mußten sie nur zweymal in der Woche, aber hungern konnte wer wollte. Die Schwachen erhielten immer ihr Essen zuerst. Ihr gewöhnliches Essen bestand in Brodt, gesalzenen Oliven, Sallat mit Oehl und Essig, Feigen und andern Baumfrüchten. Zuweilen erhielten sie eingesalzene Kräuter, zuweilen kleine gesalzene Fische, auch Linsen und anderes Gemüse mit Oehl gekocht.

Wein und Fleisch gab man nur den Alten und den Kranken. Reden durfte man nicht beym Essen, vorgelesen ward auch nicht, und keiner durfte den andern beym Essen ansehen. Allen war deswegen die Kaputze über die Augen gezogen. Eben dieß geschah auch beym Gebet und bey der Arbeit. Nach der Regel des Pachomius mußte ein Mönch unter Menschen immer einsam seyn, immer seinen eigenen Vorstellungen überlassen, und darum drückte er auch allen seinen Mönchen die Kaputze auf die Nase.

Fremde wurden jedoch in diesen Klöstern freundlich aufgenommen. Mönchen wusch man gleich die Füsse. Auch Weiber nahm man zu jeder Stunde auf, nur wusch man ihnen die Füsse nicht, der Anfechtungen wegen die mancher fromme Mönch gehabt hätte beym Anblick eines schönen Fusses. Man verzeigte darum den Weibern eine besondere Wohnung; auch durften sie in die Kirche kommen, aber nur wenn die Mönche nicht da waren. Anverwandte eines Mönchs konnten

Essen

Essen und Früchte mitbringen; dem Mönch war erlaubt ein Weniges davon zu geniessen; das übrige ward für die Kranken aufgehoben. Die Mönche hatten auch Erlaubniß ihre auswärtigen kranken Anverwandten zu besuchen.

Allerley Handwerke wurden von diesen Mönchen in ihren Klöstern getrieben. Das allgemeinste Geschäft von allen war Decken aus Rohr zu flechten. Dieß thaten sie auch sogar in der Kirche. Nur von den Kranken ward keine Arbeit verlangt. Auf den benachbarten Bergen hohlten sie Bauholz und Brennholz.

Zum Unterricht und zum Gebet versammelten sich alle des Abends, auch in der Nacht, und des Morgens. Die geringsten Fehler wurden hart bestraft, durch Büssungen, und durch die Peitsche. Unverbesserliche wurden aus dem Kloster gejagt. Sprechen durften sie von nichts als von der heiligen Schrift, und von ihren Pflichten. Gewisse Zeiten waren ausgesetzet zu völli-

gem Schweigen. Keiner durfte im Kloster erzählen was er ausserhalb gehöret hatte. Seinen freyen Willen hatte keiner, nichts geschah als auf Befehl.

Vierzehnhundert Mönche hatte schon Pachomius unter sich zu Tabenna, und zusammen bekannten sich bey seinem Leben schon dreytausend zu seiner Regel. Sein Name, der Ruf seiner Tugenden, und der Ordnung und des Verhaltens in seinen Klöstern, verbreitete sich bey vielen Völkern. Man kam aus Armenien, sogar aus dem Occident und von Rom, den grossen Pachomius zu sehen, von ihm zu lernen, und ihn nachzuahmen.

Alle Mädchen in der Welt, die Dummheit, Aberglauben und unmenschlicher Wahnwitz in Klöster eingesperret, damit sie da die Welt zertreten, der Natur entsagen, ihr Herz tödten, und ihre unschuldigsten und süssesten Gefühle verdammen lassen von einer runzlichten Domina, alle diese armen und frommen Schafe, führen ein solches

Mar-

Marterleben blos wegen einer Grille des grossen Pachomius. Er stiftete das erste Nonnenkloster zu Tabenna. Mit Weibern sprach Er zwar nie, und also wußte er auch wol nicht was Weiber fühlen. Aber seiner Schwester ließ er die Einrichtung dieser Klöster wissen. Also ward auf seinen Befehl das erste Nonnenkloster bey Tabenna erbaut. Es enthielt schon vierhundert Jungfern. Allen ließ er die Haare abschneiden, allen das Gesicht zudecken mit der heiligen Kaputze, diesem grossen Hülfsmittel zur Einkehr in sich selbst. Aber Zanksucht und Weiberwuth wohnten schon in diesem ersten Mädchenkloster; denn Palladius erzählet, eine dieser Nonnen habe eine andere im Zorne eines Verbrechens beschuldiget, und gleich habe sich die Beschuldigte ersäuft und die Verläumderinn erhenkt.

Mannsklöster seines Ordens besuchte Pachomius öfters selbst; und da er in einem frühen Alter schon kränkelte, besuchten sie seine Vertrauten. Er schrieb auch öfters an die Vorsteher. Aber

vor allem aus empfohl er seinen Lehrjüngern, daß sie ihre Versuchungen gleich an die erfahrensten und aufgeklärtesten unter ihren Brüdern entdecken, damit sie von ihnen das wahre Verhalten in Gemüthskrankheiten lernen. Pachomius hatte allzusehr schon selbst erfahren, was Melankolie in Klöstern wirket, und er versicherte feyerlich: viele Mönche haben sich von Felsen herabgestürzet, viele haben sich mit Messern die Bäuche aufgeschnitten, oder sich sonst auf mancherley Weise ermordet (*).

Ein

(*) Auch Gregorius von Nazianzus kannte solche Selbstmörder unter den Einsamen seines eigenen Kirchsprengels. Er sagt in einem Gedichte, worinn er seine Mönche von Nazianzus seinem Freunde Hellenius, einem Steuerbedienten, empfielt: „Die „Diener Gottes fliehen den Ehestand, die Städte „und Menschen. Einige von ihnen wohnen in Klüf„ten und Höhlen; sie suchen Ruhe, die Freundinn „der himmlischen Weisheit. Andere beladen sich mit „Ketten. Manche schliessen sich, gleich wilden Thie„ren, in kleine Hütten ein, wo sie keinen Menschen „sehen.

Ein sehr sonderbarer Zug in dem Charakter eines Egypters, eines Heiligen und eines Mönchs, deucht mir der Haß des Pachomius gegen das Uebertriebene. Jeder Mönch war in seinen Klöstern gehalten täglich eine Decke aus Rohr zu flechten, denn von solchen groben und ungeistigen Bauren konnte man nicht verlangen, daß sie, ohne Langeweile zu haben, immer beten. Aber einer dieser armen heiligen Fechter flocht einst

„sehen. Es giebt Leute unter ihnen, welche zwan„zig Tage nach einander fasten; noch andere, wel„che ein unaufhörliches Stillschweigen beobachten. „Einer hielt sich ganze Jahre in der Kirche auf, „und ließ sich in dieser Zeit nicht vom Schlaf über„wältigen. Ein anderer begab sich auf den Berg, „von welchem Christus gen Himmel gefahren ist, „und hier stand er unbeweglich unter Winden, „Schnee und Kälte, bis man ihn halbtodt in eine „für ihn erbaute Celle brachte. Und was ich ohne „Entsetzen nicht sage: um der Gefahr der Sünde „zu entgehen, nahmen sich einige Mönche durch „Hunger, oder mit einem Stricke, oder durch ei„nen Sprung in Abgründe das Leben.“

zwey Decken in einem Tage, und hieng sie aus Eitelkeit an einen Ort, wo Vater Pachomius vorbeygehen mußte. Der Vater sah sie, runzelte die Stirn, und sprach zu den übrigen Mönchen, die ihn begleiteten: seht, wie dieser vom Morgen zum Abend für den Teufel arbeitet, um blos wegen der Ehre täglich zwey Decken zu verfertigen anstatt einer. Sodann ließ Pachomius den armen Sünder rufen, und befahl ihm, in die Kirche und ins Speisezimmer soll er kommen vor alle Mönche mit seinen zwey Decken in der Hand, und sie alle um Vergebung bitten, daß er aus Eitelkeit habe wollen besser seyn als sie. Dieß war noch nicht genug. Der arme Mönch ward noch auf fünf Monate in seine Celle eingesperrt; er durfte mit niemand sprechen, sein Unterhalt war Brodt, Wasser und Salz; und er mußte täglich zwey Decken flechten.

So viele Thoren gab es aber in den Egyptischen Klöstern, daß diese sehr vernünftige Strafe nicht half; denn was die Regel nicht gebot, das thaten

thaten die Mönche doch oft aus Wahnwitz. Ein Mönch in Tabenna übertrieb die Strenge gegen sich selbst mit einem Eifer, den ihm Vater Pachomius oft mit vieler Sanftheit verwies. Er zeigte ihm wie man allzutugendhaft und allzuweise seyn könne aus blossem Stolze. Das sicherste Mittel diesen Stolz zu überwinden, sagte er, sey eine Weile nicht mehr zu thun als andere; also nicht strenger zu fasten, und nicht mehr zu wachen und zu beten wie sie. Das that der Mönch eine Weile. Aber bald wütete er wieder eben so gegen sich selbst wie vorhin, und knurrte und murrte dabey über den Pachomius, der dieß nicht haben wollte. Dieser gab seinem liebsten Jünger, dem heiligen Theodor, Befehl, daß er den überspannten Mönch, der immer betete, in seinem Gebete hinderte. Der Mönch empfieng den Theodor mit den derbsten Injurien, und betete dann wieder in einem fort. Als Theodor ihm noch einmal Vorstellungen gegen dieses übertriebene Beten machte, hieb ihn der Mönch mit seinem Stock über den Kopf, und es fand sich, er sey wahnwitzig.

Gegen Ketzer bezeigte Pachomius keine erleuchtete Verträglichkeit, denn er verbot seinen Mönchen mit Ketzern zu beten. Für Orthodoxen und Orthodoxie hegte er eine Hochachtung die man ihm verzeihen muß. Die Wunderkraft der Apostel besaß er, wie seine heiligen Lebensbeschreiber sagen; und der Glauben an dieselbe, der so oft wahre Wunder wirket, mag wenigstens seinen Mönchen sehr nützlich gewesen seyn, denn sie waren oft krank. Seine Wunder mislangen ihm aber auch oft, und deswegen verwies er gerne, wie Antonius, seine Patienten zur Gedult. Ueberhaupt heilte er immer lieber die Krankheiten der Seele durch seine Weisheit, als die Krankheiten des Körpers durch seine Wunderkraft; und man merkt auch wol, daß er von dieser nicht einmal gerne sprach. Es giebt Geheimnisse, sagte er oft und wie mir deucht ganz vortreflich, die man den Menschen ganz verbergen muß, oder von denen sich nur so viel sagen läßt als fähig ist sie zu erbauen.

Viele

Viele treffliche Züge könnte ich aus dem Leben und Charakter dieses gar nicht überspannten Heiligen ausheben. Alle wären Beweise von seiner Vernunft und seinem Wahrheitssinn. Alle würden zeigen, Pachomius sey nach seiner Art ein Weiser gewesen in einer Welt voll Thoren.

Die öftern Krankheiten des Pachomius wird man für etwas sonderbares in seinem Leben halten, weil ein eingebildeter Grundkenner der Egyptischen Mönche und Einsiedler, der Weltüberwinder Obereit, mit einer Dreistigkeit ohne Beyspiel behauptet, sie seyen alle kerngesund gewesen. Es ist wahr, und dieß brauche ich gewiß nicht von dem Chirurg Obereit zu lernen: wer sich hart hält wird weniger krank, wenn er nicht in der Lehre bleibt. Dieß that Pachomius, und so rettete er auch vermuthlich oft sein Leben. Aber oft war er doch krank, ob er gleich nicht leiden konnte daß man für ihn sorge, aber hingegen immer selbst zärtlich sorgte für die vielen Kranken, die er, ihrer derben Leibesbeschaffenheit und seines

gar

gar nicht übertriebenen Eifers ungeachtet, immer in seinen Klöstern hatte. Sein Leben war nicht lang. Eine allgemeine Krankheit brach im Jahr 348 in allen Thebaischen Klöstern von der Congregation des Pachomius aus; in sehr kurzer Zeit starben davon mehr als hundert Mönche, und Pachomius mit ihnen, im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters, und im fünf und dreissigsten seiner Einsamkeit.

Sehr unvollkommen hätte ich den im vierten Jahrhundert in Egypten allgemein rege gewordenen Geist der Möncherey geschildert, wenn ich nicht von den zwey grossen Flügelmännern aller Mönche vieles würde erzählet haben, das man hier nicht erwartet. Daß Antonius ein Vater unzählicher Schwärmer ward, befremdet wol niemand: aber leid thut es mir, da Pachomius mehr Enthusiast war als Schwärmer, daß Er dann doch, seiner Mässigung und hohen Vernunft ungeachtet, der Erfinder der Klosterregel und wenigstens der erste Veranlasser des Klosterzwanges ward.

Der

Der Wahnwitz des heiligen Antonius fand im Orient allgemeinen Beyfall. Hingegen war die Klosterregel des Pachomius zu vernünftig, noch zu wenig gegen die Natur, und deswegen in dem schwärmerischen Egypten, so lange sie neu war, zwar schnell und zahlreich befolgt, aber auch bald abgesetzt, und bald vergessen. Noch ruhte zwar der Geist des ersten Stifters eine Weile auf seinen Mönchen nach seinem Tode, und dieß sieht man zumal bey dem Palladius und dem Rufinus. Aber allmählig verlohr die Congregation von Tabenna ihre Ordnungsliebe, ihre Mässigung, und ihre Sitten. Die allzusehr gehäufte Menge der Mönche vermehrte die Nothwendigkeit weltlicher Sorgen, und so gieng alles Gute zu Grunde. Die Vorsteher hatten nicht die Vernunft des Pachomius, daher entstand unter ihnen Rangstreit, ein gewöhnlicher Streit unter Dummköpfen; und so ward ein arbeitsames und heiliges Leben verwandelt in ein Leben voll Zänkerey, Müssiggang, und Verbrechen. Bösewichter allein kamen in den Egyptischen Klöstern zu Ehre und Ansehn, und

diese

diese verfolgten dann die Freunde der alten Tugend. Um so mehr groß und erhaben war aber auch in der Zukunft die Frömmigkeit einzeler Mönche, weil sie ihr armes Leben wegathmen mußten unter unzählbaren Haufen von Schurken.

Antonius, der Egyptische Bauer, war also der Mann der die Welt unter seinen Füssen sah, und dem wilden Enthusiasmus der Egyptischen Christen zu immer keckern und derbern Fortschritten in einer ganz misverstandenen Religion, neue Kraft und neues Leben gab. Pachomius hingegen hatte durch seine gemässigtere Führung vieles gemildert. Aber allgemeinen Beyfall fand nun einmal in Egypten, und so weit als nur irgend die Christliche Religion in den Morgenländern reichte, die Lehre von der Abtödtung des Menschen durch Einsamkeit und selbstgewählte Qualen. Die Bewohner der Klöster hiessen nun nicht mehr Asceten, ob sie gleich ascetisch lebten, sondern Einsame oder Mönche. Die übrigen nannte man Anachoreten, Einsiedler, oder Bewohner der Wüste.

Eigent-

Eigentlich gab es vier Gattungen Egyptischer Mönche: Cenobiten, Anachoreten, Remoboth oder Sarabaiten, und Herumschweifende.

Cenobiten hiessen solche, die gemeinschaftlich und beysammen wohnten. Man liest ihre ganze Oeconomie bey dem Hieronymus. Sie waren in Haufen von zehn und hunderten eingetheilt. Neun derselben hatten allemal einen Vorsteher. Sie wohnten in Cellen von einander abgesondert, und kamen vor der neunten Stunde nicht zusammen, den Vorsteher ausgenommen, der seine Schafe besonders besuchte. Nach jener Stunde vereinigten sie sich zum Psalmensingen und Lesen der heiligen Schrift, und zum Gebete. Hierauf fieng der in der Mitte sitzende Vater an zu reden; keiner unterstund sich nun den andern anzuschauen oder auszuspucken. War die Versammlung geendigt, so gieng jedes Zehend mit seinem Vorsteher zu Tische. Niemand redete dabey: man aß nur Brodt, Hülsenfrüchte, und Kräuter, die man mit Salz würzte und zuweilen mit

Oehl. Wein bekamen nur die Alten, für welche auch, und für die Kranken, oft ein Mittagsessen gegeben ward, damit jene gestärkt und diese nicht zu sehr entkräftet werden. Sie standen endlich auf, stimmten einen Gesang an, und kehrten in ihre Hütten (*) zurück, und da führte dann jeder Vorsteher mit den seinigen bis an den Abend gottselige Gespräche. Da auch des Nachts, ausser

(*) Dieß ist der eigentliche Name, den man den damaligen Klöstern geben konnte; die Zeiten haben sich seitdem verändert. Mandra hieß der Platz, auf welchem jene Hütten gebaut waren, und dieses Wort bedeutet einen Schafstall. Gleich den Sammelplätzen der Schafe hatten diese Mönchswohnungen den freyen Himmel zur Decke, und umher weiter nichts als eine Wand. Die Cellen waren schlechte, enge und aus leichten Materialien zusammengestoppelte Hütten, reihenweise gebaut, und durch Gassen von einander gesondert. Jedes Kloster hatte sodann noch seine Kirche, seinen Krankenspital, einige Haushaltsgebäude, einen Garten, einen Brunnen oder Teich; und alles umgab eine Wand oder Mauer.

ausser dem gewöhnlichen Gebete, jeder auf seinem Lager wachen mußte, giengen die Vorsteher in den Cellen herum, und horchten was jeder mache. Dem trägen gaben sie keinen Verweis, sondern besuchten ihn öfters, und foderten ihn mehr zum Beten auf. Die Tagesarbeit eines jeden war festgesetzet, und ward dem Vorsteher von jedem Zehend überliefert, der sie an den Haushälter übergab, welcher monatlich dem Abt mit viel Zittern Rechenschaft ablegte. Er kostete auch die zubereiteten Speisen, und sorgte dafür, weil keiner etwas begehren durfte, daß es keinem an der nöthigen Kleidung fehle. Die Kranken wurden von den Alten, an besondern Orten, auf das sorgfältigste verpfleget. Diese Cenobiten lebten sehr einsam, denn sie sahen, wenn ich die Klöster des Pachomius ausnehme, niemand als ihre Brüder, und lebten in einer beträchtlichen Entfernung von allen bewohnten Oertern, mitten in dem dürren und brennenden Sande.

Anachoreten hiessen solche, die alleine lebten, und sich von allen Menschen absonderten, nachdem sie ihr Noviziat unter den Cenobiten ausgehalten, und da versuchet hatten ihre Leidenschaften zu zähmen. Diese verliessen ihre gemeinschaftlichen Wohnungen, und begaben sich blos mit Brodt und Salz in die Wüste.

Remoboth oder Sarabaiten waren, wie Hieronymus sagt, schlimm und verachtet, aber in seiner Provinz waren sie entweder die einzige oder vornehmste Gattung. Ihrer zwey oder drey, nicht leicht mehrere, wohnten beysammen, ganz nach ihrer Willkühr und unabhängig. Sie lebten gemeinschaftlich von ihrer Arbeit. Sehr viele derselben wohnten in Städten und Schlössern. Alles was sie verkauften, war theuer. Oft entstanden unter ihnen Zänkereyen, weil sie von ihren eigenen Nahrungsmitteln leben und niemand unterworfen seyn wollten. Sie schlichen auch wol, sagt Hieronymus, zu Mädchen; sprachen übel von Geistlichen, und assen sich an Festtagen bis zum

Bre-

Brechen satt. Cassianus redet von diesen Einsamen, als von Leuten, die darum der Klosterzucht und des Gehorsams gegen den Abt sich entschlügen, damit sie desto freyer leben und herumschweifen können; die auch wol in den Städten selbst und in ihrem väterlichen Hause wohnten, und die entweder um viel essen zu können, oder aus Geitz, einen Vorrath auf viele Jahre häuften.

Eine vierte Gattung von Egyptischen Mönchen hiessen Herumschweifende (gyrovagi), denn sie machten, wie die Domherren die viele Präbenden haben, an jedem Orte nur eine kurze Residenz. Anfänglich hatten sie sich dem Klosterleben gewidmet, gar bald aber, da ihre Demuth und Geduld erkaltet waren, begaben sie sich in abgesonderte Cellen, um da, wo man die Tugend nicht prüft, das Ansehen der Tugend zu erschleichen. Augustinus sagt von diesen verdorbenen Anachoreten, der Feind des menschlichen Geschlechts habe eine Menge Heuchler unter der Gestalt von Mönchen überall zerstreut, die im Lande herumziehen,

nirgends hingesandt seyen, nirgends bleiben, nirgends stehen oder sitzen. Einige von ihnen verkaufen selbstgemachte Glieder der Märtyrer; andere sagen, sie hätten gehört, daß ihre Eltern oder Anverwandten in diesem oder jenem Lande wohnten, und geben fälschlich vor, daß sie zu denselben reisen. Sie betteln von allen, sie fordern von allen, entweder Kosten für eine gewinnsüchtige Dürftigkeit, oder den Werth einer verstellten Frömmigkeit.

Jene Cenobiten, Anachoreten, Sarabaiten, und diese Vaganten, mit einem Worte dieses ganze heilige Gesindel war aus dem Samen des grossen Antonius erwachsen; alle verehrten ihn als ihren geistlichen Vater, alle erzeugten ihm ähnliche Kinder und Bastarte.

Sein geistlicher Sohn Hilarion war auch noch ein Mann, der hier einen Blick verdient. Man erinnert sich was ihn von dem Antonius entfernte. Seines Geistes voll bewohnte er anfänglich in der fürchterlichen Wüste zwischen Gaza und Egypten

eine

eine elende Hütte, und nachmals eine eben so schlechte Celle, in der er nicht aufrecht stehen konnte. So lebte er zwey und zwanzig Jahre bis sein ausgebreiteter Ruhm Kranke zu ihm zog, die er dann, wie man leicht denken kann, wunderthätig heilte, denn in diesen Zeiten war einer ein schlechter Kerl, wenn er keine Wunder that.

Durch den Hilarion verbreitete sich der Hang zum Mönchsstand überall in Syrien, und zumal in Palästina. Er bekehrte auch viele Heiden zum Christenthum. Er trieb Teufel aus dem besessenen Vieh, und konnte an dem Geruche jeder Sache merken, welchem bösen Geiste oder lasterhaften Besitzer sie angehöre. Hilarion roch allenthalben Teufel, auch da wo sie nicht waren, so wie gewisse Leute allenthalben Satiren.

Italicus, ein christlicher Officier zu Gaza, wollte das Volk durch ein Pferderennen belustigen; aber seine Pferde waren steif und wollten gar nicht laufen, denn sein Gegner, ein Heide, hatte

sie behext. Dieß roch der heilige Hilarion. Er gab also dem Italicus den Wasserkrug, aus dem er gewöhnlich trank. Dieses Wasser tröpfelte Italicus in seinen Stall, auf seine Pferde, auf seinen Kutscher, auf seine Wagen und auf die ganze Rennbahn, und erhielt mit seinen Pferden den vollkommensten Sieg. Alle Heiden, die dieses Wunder sahen, wurden Christen.

Bischöffe und andere christliche Lehrer, Grosse und Pöbel, auch vornehme Damen zumal, besuchten den Hilarion unaufhörlich, und in Menge. Man begreift wie diese ausserordentlichen Ehrenbezeugungen manchem Einsiedler schmeicheln mußten, und manchen zur Einsiedeley lockten und trieben; und wie ihre eitele Selbstgenügsamkeit und ihr Stolz in armseligen Höhlen und öden Klüften mehr Nahrung fand als in aller Pracht der Städte.

Allgemein und offenbar ward itzt die Sittenlehre des Christenthums verlassen. Es entstanden

Klöster

Klöster überall und unzählige Cellen. Die Mönche besuchten in die Wette den Hilarion, um sich immer mehr in ihren grossen Entschlüssen zu stärken, und wanderten mit ihm, in der nemlichen Absicht, nach allen Klöstern und Cellen. Hilarion hatte gewöhnlich bey diesen Besuchen über zweytausend Mönche in seinem Gefolge.

Aber dann floh er auch wieder, so viel er konnte, das Menschengewühl. Als er einst nach Egypten reisen wollte, und zehntausend Menschen ihn durch ihr Flehen zurück zu halten suchten, aß er sieben Tage nichts, bis sie ihn wandern liessen. Hilarion war glücklicher hierinn als der heidnische Einsiedler Andesius, ein Schüler des Jamblich. Dieser faßte ebenfalls den Entschluß sich der Welt ganz zu entziehen, und sein Leben auf dem Lande in tiefer Einsamkeit hinzubringen und zu beschliessen. Allein der Ruhm, der ihn umgab, war, nach seines Lebensbeschreibers Eunapius Erzählung, so glänzend, daß er ihn auch in seiner Einsamkeit verrieth. Viele nach Weis-

heit dürstende Jünglinge spürten ihn in Cappadocien auf, rannten heulend um sein Haus her, und drohten ihn zu zerreissen, wenn er darauf bestehen würde, so viele göttliche Kenntnisse zu vergraben.

Ammonius, ein anderer Lehrjünger des Antonius, ward der Vater der überaus zahlreichen Mönchscolonie, die sich auf dem Nitrischen Gebürge niederließ, und deren Ruhm in der Folge so weit sich verbreitet hat. Er war ebenfalls, wie man leicht denken kann, ein ziemlicher seltsamer Kautz. Seine Anverwandten zwangen ihn, in seiner Jugend, ein Weib zu nehmen. Er verheurathete sich mit einem schönen Mädchen. In der Hochzeitsnacht hielt er ihr eine lange Rede gegen den Ehstand, und die Folge dieser Rede ist gewesen, daß Mann und Frau aus ihrem Bette weggelaufen und nach der Wüste geflohen sind, wo sie, von einander getrennt, in der Einsamkeit lebten.

Aus Liebe zur Freyheit und aus Ehrgeiz haben viele das Anachoretenleben dem Mönchsstand vorgezogen, und deswegen ist auch wahrscheinlich die Anzahl der Anachoreten noch viel grösser gewesen als die Anzahl der Mönche. Es war doch immer für solche Schwärmer angenehmer, nach eigenem freyen Willen nackt in der Wüste herum zu laufen, oder mit den Thieren des Feldes Gras zu fressen, als sich einer strengen Mönchsregel zu unterwerfen, und aus blosser Langerweile in einem Kloster, auch allenfalls in der Kirche Fußdecken zu flechten, oder das edle Handwerk der Schuhflickerey zu treiben.

Wir haben das Zeugniß Sanct Ephrems des Syrers, daß dieß der Fall der grasfressenden Anachoreten gewesen sey. Sie waren in der Tugend noch schwach, und des Klosterlebens überdrüssig. Die Pflichten die sie gegen ihre Brüder auszuüben hatten, und die von ihnen gefoderte Handarbeit, machten ihnen Langeweile. Sie hofften auch mehr Ehre und einen grössern Heiligen-

schein zu erwerben, wenn sie sich einzeln den Menschen zur Bewunderung hinstellten, oder auf allen Vieren krochen, als wenn sie nur den allgemeinen Geruch der Heiligkeit eines ganzen Klosters theilten. Als Mönche hatten sie immer ihre Vorsteher auf dem Halse, und diese regierten zuweilen mit der Peitsche in der Hand; als Anachoreten gaben sie von ihren Handlungen keinem Menschen Red und Antwort. Gras fressen und Freyheit machte also manchem Einsamen mehr Freude als das langweilige Schuhflicken und Deckenflechten im Kloster.

Aus Ehrgeitz schmachteten in Egypten, in Syrien und Palästina viele Anachoreten unter der Last von Kreutzen und Ketten. Ihre ausgedörrten Glieder waren geschlossen und gehemmt durch Halskragen, Armbänder, Handschuh, und Rüstungen von schwerem Eisen. Freyheit war dieß nicht; aber man fiel vor solchen Thoren auf die Knie, und hielt sie für Erzengel Gottes.

Alle

Alle Kleider warfen andere mit Verachtung weg, und einige wilde anachoretische Heilige von beyderley Geschlecht hat man bewundert, weil nichts als ihre sehr langen Haare ihre Blösse deckte. Viele Anachoreten versetzten sich in einen so äusserst rauhen und elenden Zustand, daß beynahe aller Unterschied zwischen diesem menschlichen Vieh und andern Vieh erlosch. Sie bemächtigten sich der Höhlen wilder Thiere, denen sie sich bestrebten ähnlich zu werden, und härmten sich da, bis man sie entdeckte und ihnen den gebührenden Zoll von Ehrfurcht brachte.

Evagrius sagt in seiner Kirchengeschichte: einige Anachoreten haben in Palästina in kleinen Grüften unter der Erde gewohnt, die nicht gröſſer waren als sie; Männer und Weiber haben sich in die unfruchtbarsten Wüsteneyen begeben; haben nur eine kleine Decke vor ihrer Blösse getragen; seyen auf allen Vieren gekrochen; haben sich mit Gras und Wurzeln genährt wie das Vieh; seyen weggelaufen wenn sie einen Reisenden sahen, und haben sich verborgen.

Mesopotamien war der vorzügliche Wohnsitz der grasfressenden Anachoreten, und diese Lebensart war doch wirklich härter als man glaubt. Sanct Ephrem erzählet, es haben sich, in seiner Zeit, Anachoreten aus dieser Classe in sandigte Wüsten hineingewagt, wo man vollends weder Gras noch Wasser fand. Nach langem Leiden haben diese erhabenen Einsamen nach den Wohnungen der Menschen zurückkehren wollen, aber nun verfehlten sie den Weg. Lechzend vor Durst und abgezehret durch Hunger seyen sie zur Erde gefallen, und wären da, in der schrecklichen Sonnenhitze wie viele ihres gleichen gestorben, wenn nicht Reisende sie auf ihre Pferde genommen und nach bewohnten Gegenden gebracht hätten. Diese Anachoreten starben nicht, sagt Ephrem, aber sie blieben lange krank.

Noch grösser war der Ehrgeiz und wundersam groß der Name der Anachoreten die nach den Städten kamen, um da, wie Nicephorus sagt, Hurenhäuser zu besuchen und in öffentlichen Bädern

dern mit nackten Weibern sich zu baden. Evagrius giebt uns Nachricht von dieser Tugendübung. Diese Heiligen, sagt er, behaupten sie seyen toll, und begeben sich in die Städte, auf Plätze wo der gröβte Zusammenlauf des Volkes ist; sie laufen in die öffentlichen Häuser, essen und trinken da mit allerley Leuten; dann gehen sie auch emsig nach den öffentlichen Badehäusern, wohnen da und waschen sich mitten unter den Weibern; aber über alle Leidenschaft und Fleischeslust so erhaben, ihrer Gewalt über die Natur so gewiß, daß sie weder durch den Anblick, noch durch das Betasten, noch sogar durch die Umarmungen dieser Weiber zu irgend etwas gereizet werden können, das sonst in solchen Fällen Natur ist; denn sie sind Männer, sagt Evagrius, bey Männern, aber unter Weibern auch wahre Weiber.

Beynahe über jeden dummen Einfall und jede neuersonnene Heiligkeit entstand ein allgemeiner Wetteifer unter allen Anachoreten.

Baradatus, ein Syrer, verschloß sich erst in eine kleine Celle; dann gieng er auf einen Berg, und verfertigte sich da ein hölzernes Häuschen, in dem er nicht konnte aufrecht stehen. Er lebte lange gebückt in dieser unbequemen Wohnung, die ihn auch gegen die Winde, den Regen, und die Sonne nicht schützte. Nachher wohnte er, um doch aufrecht stehen zu können, in freyer Luft, aber seine Arme waren immer gen Himmel gestrecket, und er in ein Thierfell eingewickelt, in das er ein kleines Loch geschnitten hatte, um dadurch Luft zu hohlen.

Jacob, ein gleichzeitiger und wegen seiner Wunderkraft weit berühmter Anachoret, lebte zuerst in einer kleinen Hütte, sonach ebenfalls in freyer Luft. Der Himmel und seine eigene Haut war seine Decke, und er gewöhnte sich an jede Marter von Hitze und Frost. Um seinen Hals und seinen Leib wand er eiserne Ketten; vier andere Ketten hiengen von seinem Halse herunter, zwey von vorne und zwey von hinten; auch seine

Arme

Arme waren mit Ketten umwunden. Seine Speise bestand in nichts als Linsen, und er war oft drey Tage und drey Nächte hindurch so sehr mit Schnee bedeckt, indem er auf den Knien lag und betete, daß man ihn kaum sehen konnte.

Barsanuph, ein Egyptischer Heiliger und Anachoret, verschloß sich um das Jahr 552 in Palästina in eine Zelle, und funfzig Jahre nachher hatte man Merkmale daß er noch lebte, ob ihn gleich kein Mensch in diesem halben Jahrhundert sah.

Sanct Simeon Salus, ein grosser Anachoret, stellte sich aus Demuth, als wenn er toll wäre; und bekehrte dadurch in seiner Einsamkeit eine Menge Sünder.

So war der grosse Hauffen der Schwärmer beschaffen, die man so viele Jahrhunderte hindurch angebetet hat und noch anbetet, und die uns sogar ein Protestant, der Weltüberwinder Jacob

Hermann Obereit, in seiner Hirnwuth als die allervollkommensten Menschen darstellt, weil sie aller von ihm verabscheuten Menschenvernunft aus heiliger Hirnwuth entsagten.

Aber in jenen Tagen des allgemeinsten Aberglaubens und der zügellosesten Schwärmerey, da halbe Nationen ihrer Sinne beraubet schienen, ward Christus, der die Menschen in bürgerlicher Gesellschaft mittheilsam, liebreich und umgänglich machen wollte, nicht mehr gehöret, oder nicht mehr verstanden. Egypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Paphlagonien, Pontus, Cappadocien und Armenien, erfüllten nach jenen erhabenen Beyspielen des Paulus, des Antonius, und ihrer wahnwitzigen Nachfolger, in kurzer Zeit Armeen von Menschen, die allen Geschäften und Annehmlichkeiten des Lebens, allem Umgange sich entzogen, Hunger, Mangel, Kreutz und Qualen litten, und Narren wurden, um sich dadurch den Himmel zu verdienen, oder wenigstens auf Erden durch Müssiggang und Faulheit sich Ansehn und

Ein-

Einfluß zu erwerben. Nicht mehr Neuplatonische Philosophen, sondern Bettler, Landstreicher, Bauren, verlumpte Handwerker, Taglöhner, Sklaven, Kesselflicker, Diebe, Missethäter, alles was dem Hunger, der Armuth, den Schlägen und der härtesten Arbeit unterworfen gewesen, oder vor verdienten Strafen floh, einsiedelte in Egypten oder begab sich in den Mönchsstand. Der schlechteste Spitzbube erwarb sich Ansehn durch ein Mönchskleid; und den größten Verbrecher verehrte man als einen Heiligen, sobald er eine Kapuze aufsetzte.

Augustinus sagt, viele Mönche haben sich geweigert mit ihren Händen zu arbeiten, in der Hofnung, Faulheit bringe auch Unterhalt, und ihr lehrreiches Exempel verdiene schon Belohnung. Aber nicht nur faullenzten diese obereitischen Liebeseinsamen, sondern sie versagten sich auch nicht immer fleischliche Lüste im Stillen. Ihr grosser Freund und Vertheidiger Athanasius schrieb an den Mönch Dracontius, der gegen seinen Willen

zum Bischof erwählt worden: wenn du auch Bischof bist, so kannst du doch fasten und keinen Wein trinken. Wir haben Bischöfe gekannt die fasteten, und Mönche die aßen: Bischöfe die sich des Weines enthielten, und Mönche die ihn tranken; Bischöfe die Wunder thaten, und Mönche die keine verrichteten; Bischöfe welche niemals geheurathet haben, und Mönche die Väter von Kindern waren.

Durch Gesetze war es unmöglich das Mönchswesen einzuschränken. Die Kaiser hatten sehr oft befohlen, daß amtsfähige Bürger nicht Geistliche werden sollten, um sich ihrer Verbindlichkeit zu öffentlichen Aemtern zu entziehen; und eben diesen Befehl ertheilte Valens im Jahr 373 auch in Absicht auf die Mönche. Einige Liebhaber der Faulheit, heißt es in diesem Edikt, entschlagen sich der Aemter in den Städten und begeben sich in Einöden, wo sie sich mit dem Haufen der einsam Lebenden vereinigen. Finden sich solche Leute in Egypten, so sollen sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus-

herausgerissen und genöthiget werden die ihnen obliegenden Aemter zu verwalten; oder sie sollen wenigstens ihr Vermögen denen überlassen, welche jene Aemter anstatt ihrer übernehmen.

Valens verfuhr bald darauf gegen die Mönche mit einer Schärfe die sie hätte biegsam machen sollen. Er gab ein Gesetz, daß man sie zu Tode prügle, wenn sie nicht wollen Kriegsdienste nehmen, oder sich bürgerlichen Aemtern und Dienstleistungen widmen. Viele Mönche verlohren dadurch in Egypten ihr Leben. Kaiser Valentinianus der dritte machte eine Verordnung, nach welcher kein Knecht, Landmann, oder anderer Unterthan, in die Gesellschaft der Mönche aufgenommen werden sollte, wenn er sich dadurch nur wolle von seiner Abhängigkeit befreyen.

Aber alle diese Gesetze und Verordnungen der Kaiser fruchteten nichts gegen die ungeheure Ausbreitung der Möncherey, und zuweilen nahmen die Kaiser ihre Gesetze gegen die Mönche selbst zu-

rück. Im Jahr 390. gab Theodosius der ältere ein Gesetz zur Beugung der Mönche, und verlangte daß sie alle für immer in ihre Wüsten und Höhlen zurückkehren. Der Kaiser schien bey diesem Gesetz zumal die Egyptischen und Syrischen Mönche im Auge zu haben, die unter dem Vorwand eines blinden Eifers in die Städte kamen, Aufruhren erregten, und den Lauf der Gerechtigkeit störten, auch einen öffentlichen Krieg gegen die Heiden und ihre Götter führten, deren Tempel sie zerstörten. Aber Theodosius bedachte sich bald eines schlimmern, er ließ etwa zwanzig Monate nachher sein Gesetz widerrufen, und bezeugte es sey ihm abgezwungen worden durch den Anlauf der Obrigkeiten die voll Vorurtheile gegen diese heiligen Männer seyen; und nun gab Theodosius den Mönchen wieder Erlaubniß herumzuschwärmen, und in die Städte zu kommen, so oft sie dieß, nach ihrer Weisheit, für nöthig erachten. Von dem Kaiser Justinianus hat man vollends ein Gesetz, das den Vätern verbietet,

ihre Söhne, die gegen ihren Willen in den Mönchsstand treten, zu enterben.

So wuchs die Möncherey mit ununterbrochenen Fortschritten. Der Geruch ihrer Heiligkeit war nun einmal bis an den Kaiserlichen Hof gedrungen; manche Kaiserin liebte diesen Geruch; und der Pöbel sah mit eben so viel Erbauung als Erstaunen, Kerle aus Einöden hervortreten, die sich, um ihren Leib desto empfindlicher zu martern, mit eisernen Ketten umhiengen; die ihr aus Ziegenhaaren verfertigtes Hemd, über das die ersten Mönche einen Schafpelz trugen, auswärts kehrten, in der Hofnung, sie machen dadurch mehr Aufsehen; und die stolz waren auf lange Haare, lange Bärte, nackte Füsse, und Schmutz in allen Dingen.

Die Griechischen Philosophen hatten auch eine besondere Kleidung, und viele unter ihnen beeiferten sich ungeschliffen, bettelhaft und schmutzig zu scheinen. Sie wurden daher oft von den Strassenjun-

senjungen und dem Pöbel mishandelt. Sehr weise bewafneten sich die Cyniker mit einem guten Stock, womit sie die Hunde und das Strassengesindel abtrieben. Die Christlichen Mönche waren Nachahmer dieser alten Philosophen in Kleidung und Aufzug, und manchem schienen sie auch Erben ihrer Lumpen, ihres Stolzes, und ihrer Zanksucht.

Einige Mönche wollten sogar, nach der Weise des grossen Antonius, zur Kränkung ihres Fleisches die Läuse, von denen sie zerfressen wurden, weder fangen noch tödten. Sie übertrafen darinn die Juden, die diese Geschöpfe nur am Sabbat schonten; denn nach dem Ausspruch eines grossen Rabbiners ist derjenige, der eine Laus am Sabbat umbringt, eben ein solcher Verbrecher als derjenige der am Sabbat ein Kameel tödtet.

Als daher Athanasius die ersten Egyptischen Mönche nach Rom brachte, kam jedermann beym Anblick dieser lausichten Philosophen ins Lachen.

Alle

Alle diese Lehrjünger des heiligen Antonius erweckten bey den Römern, zuerst, Ekel und Verachtung durch ihren fremden Aufzug, durch ihre Wildheit, und durch ihre Läuse. Der heilige Hieronymus klagte bitterlich darüber, und sagt, man verabscheue diese heiligen Gottesmänner aus Egypten als bettelhafte und hungrige Betrüger, die reiche und vornehme Damen verführen, und ihnen ihre Gesundheit durch Anpreisung einer rauhen Lebensart verderben. Aber wie bald wendete sich das Blatt! Diese lausichten Philosophen erhielten in Rom allgemeinen Beyfall und wurden eifrigst nachgeahmt, sobald als sie in Rom eine Schule ihrer neuen Philosophie errichteten; denn ihre meisten Zuhörer waren Damen (*).

(*) Viele vornehme Römische Damen hörten auch den Heiden Plotin, als er seinen ebenfalls aus Egypten kommenden Neuplatonischen Schnickschnack in Rom öffentlich lehrte; und eine von ihnen, mit Namen Gemina, nahm ihn vollends zu sich ins Haus.

Vor diesen borstigen und behaarten Egyptern beugte sich nun in Rom jeder der zu leben wußte, da sie den Damen so äusserst wohl gefielen. Bald fiengen sie auch an, den damals schon sehr eleganten geistlichen Stand zu verdunkeln. Ihr Lob flog von Mund zu Mund bey den Vornehmen. Denkende Köpfe sogar wurden für diese Mönche hingerissen, als sie sahen daß die ehrwürdigsten und gelehrtesten Kirchenväter auf alles Ausschweifende und Ungereimte der Möncherey ihr Siegel druckten, und die größten Thorheiten der Mönche für Beweise der höchsten Vollkommenheit hielten; und daß sie alle Christen ermahnten mit Bewunderung hinaufzusehen an Mönchskraft.

Der ganze Mönchshaufen, alle diese ungelehrten Schwärmer, alle diese frommgesinnten aber trübseligen Köpfe, alle diese mürrischen und menschenfeindlichen Sonderlinge, alle diese stolzen Heuchler, wären zwar bey der falschen Richtung ihrer äusserst angestrengten Kräfte vor dem besser erkannten Licht des Evangeliums bald verstummet

und

und verschwunden. Aber auch Männer von der ersten Geistesgrösse, ein Basilius, ein Gregorius von Nazianzus, ein Chrysostomus, traten in den Mönchsstand, oder versuchten wenigstens diese rauhe Lebensart. Ob sie gleich dieselbe nicht aushielten, und aus Kränklichkeit bald die Einsamkeit wieder mit der Welt vertauschten, so blieben sie doch eifrige Vertheidiger des Mönchslebens und der Einsiedeley; ihre Schriften und Reden rissen die Menschen stromweise in die Einsamkeit.

Johannes mit dem goldenen Munde, oder gewöhnlich Chrysostomus genannt, Ertzbischof und Patriarch in Constantinopel, ein Mann von dem größten Ansehen wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Beredsamkeit, und seiner ehrwürdigen Sitten, beförderte mit dem äussersten Eifer diesen allgemeinen Hang für geistliche Abentheuer. Er war selbst in seiner Jugend darauf ausgegangen, ob sich gleich seine Mutter der Ausführung seines Vorsatzes durch ungemein rührende Vorstellungen widersetzte. Diese vornehme, reiche und edle Frau

war

war bald nach seiner Geburt Witwe geworden, und hatte ihn unter vielen Beschwerlichkeiten mit der äussersten Sorgfalt erzogen. Nun bat sie ihn weinend, und auf demselben Bette liegend auf welchem sie ihn zur Welt gebahr, er möchte sie doch nicht zum zweitenmal zur Witwe machen, und erst ihren Tod abwarten eh er seinen unchristlichen und grausamen Entschluß vollstrecke. Sie sagte dem jungen Schwärmer, er beleidige Gott auf eine leichtsinnige Weise, indem er seine Mutter undankbar verlasse. Chrysostomus, der dieß alles selbst erzählet, glaubte er sey Gott mehr schuldig als seiner Mutter. Ohne das allergeringste Bedenken übertrat Er die kindlichen Pflichten der Ergebenheit, des Gehorsams und hülfreichen Beystandes. In der Mönchsmoral kannte man die Lehre von den Pflichten gegen die Eltern nicht. Chrysostomus begab sich, bald nach dem Jahr 370 von Antiochien auf die benachbarten Gebürge, und lebte da als Mönch völlig getrennt von der Welt und seiner Mutter.

Dem

Dem schwärmerischen Chrysostomus war indessen doch bey seinem raschen Unternehmen etwas bange. Er erkundigte sich vorher sorgfältig, ob er auch in seiner Einöde täglich frisches Brodt bekommen könne; ob er nicht etwa einerley Oehl werde gebrauchen müssen zum Essen und zur Lampe; ob man ihn nicht nöthigen werde zu graben, oder Holz und Wasser zu tragen. Er sey mit einem Worte eben so begierig, sagte er, nach Ruhe in der Einsamkeit, als viele Mönche seiner Zeit in ihrer Einöde nach einem Ueberfluß von irdischen Bedürfnissen.

Chrysostomus hielt aus Ursachen, die ich am Ende dieses Capitels anzeige, das Mönchsleben nicht allzulange aus. Aber ein grosser Beförderer desselben blieb er stets, empfohl es in Schriften und Predigten durch die prächtigsten Lobeserhebungen, und wachte auch über seine Aufführung mit einer Strenge die demselben sehr nahe kam. Seine Talente, seine Lage in der Welt, und sein viel vermögendes Ansehen machte es ihm nun äusserst

äusserst leicht, in den Köpfen und Herzen des ansehnlichsten Theiles der Christenheit die Liebe für die Möncherey immer mehr zu entzünden. Nach seiner Rückkunft aus der Einsiedeley ward er in Antiochien Presbyter, und predigte da mit hinreissendem Beyfall. Eutropius, der Staatsminister des Kaisers, hatte ihn predigen gehöret. Als daher der Ertzbischof und Patriarch in Constantinopel gestorben war, erinnerte sich Eutropius den Prediger den er in Antiochien so sehr bewundert hatte. Aus Besorgniß das Volk möchte den grossen Mann nicht gerne aus Antiochien wegziehen lassen, ertheilte Eutropius heimlich seinen Befehl an den Statthalter von Syrien; und man brachte den Chrysostomus ingeheim und schnell auf einem Postwagen von Antiochien nach Constantinopel. Der kaiserliche Hof, die Clerisey, und das Volk rechtfertigten die Wahl des Ministers; als Heiliger und als Redner übertraf der neue Ertzbischof die feurigste Erwartung.

Er

Er war in der Schule des berühmten Redners und Philosophen Libanius erzogen, und zur höchsten Beredsamkeit gebildet. Libanius hielt ihn schon als Knaben würdig einst sein Lehramt zu vertreten und er beklagte daß er ihm von den Christen aus seiner Schule weggestohlen sey. Mit dem Geiste der grossen Männer Griechenlands und Roms trat also Chrysostomus in Constantinopel auf die Kanzel. Unstreitig gab er seinen Religionsvorträgen noch dadurch mehr Gewalt und Nachdruck, daß er als Prediger und Patriarch, bey sehr vielen guten Eigenschaften, starke Züge aus dem Mönchscharakter behielt. Er war nüchtern und enthaltsam; aber auch zanksüchtig, eifrig, leer von aller Weltklugheit und Verstellung, unvorsichtig, und ungebunden frey im Tadel von Personen des höchsten Ranges. Mit unerbittlicher Strenge verlangte er Ehrbarkeit und Zucht bey Mönchen, bey Geistlichen, und bey Layen. Er war sehr fertig Bannstrahlen loszuschiessen; sehr geneigt allen Umgang zu vermeiden, und sich von allen Pflichten der Geselligkeit loszureissen;

dem

dem Anschein nach verdrießlich, unfreundlich, trotzig und stolz für Leute die ihn nicht sehr genau kannten. Untadelhaft war aber immer seine Tugend und groß sein Wohlthun, denn aus den reichen Einkünften seines Amtes, die seine Vorfahren zu Pomp und Wohlleben verschwendet hatten, errichtete er Hospitäler, sein strenger und feuervoller und unerbittlicher Geist kannte also doch auch Güte und Milde. Das Volk, für dessen Heil er so sehr sorgte, gab den eindringenden und treflichen Predigten seines Ertzbischofs grössern Beyfall als allen Belustigungen des Theaters und des Cirkus. Seine Sprache war schön und warm, und unerschöpflich an allem was eine Rede belebet, hebt und schärft; er führte die Herzen wohin er wollte, und lenkte jede Leidenschaft zu seinem Zweck.

Ein solcher Heiliger und ein solcher Redner predigte von seiner Kanzel in Constantinopel den Christen: ein Mönch geniesse mehr Ansehen als die Fürsten selbst; in jeder Stadt bewundere man ihn,

ihn; in seinem elenden und zerrissenen Kleide, als einen Engel vom Himmel; niemand sey so mächtig wie ein Mönch; niemand könne und dürfe den Fürsten Verweise geben wie Mönche; vor ihnen müssen die Mächtigen der Erde weichen; jeder Vater werde groß und hochgeachtet, wenn er Mönche zu Söhnen habe; das Mönchsleben sey die einzige wahre Philosophie; Chöre der Engel, in menschlichen Körpern hervorleuchtend, sehe man auf den Gipfeln ihrer heiligen Berge; ihre Stille und Anbetung sey so rein als das Leben Adams vor dem Falle; Cellen in der Wüste seyen zwar Trauerhäuser, wo man nichts erblicke als Einsamkeit, aber auch ungestörte himmlische Ruhe; und jeder solle hinein eilen, um die heiligen Füsse der Mönche zu küssen.

Aber mit noch weit mehr Gewalt, gleicher Beredsamkeit, grösserer Kenntniß der Menschen und der Sitten, alles wegreissendem oder alles niederwerfendem und zermalmendem Eifer sprach, schrieb und wirkte der heilige Hieronymus für den Mönchs-

stand. Sehr mangelhaft wäre diese kurze Uebersicht des Triebes zur Einsamkeit in den ersten Zeiten der Kirche, wenn ich hier nicht einen etwas scharfen Begrif von diesem Heiligen und diesem Feuerkopf gäbe. Die Sinnesart, der Charakter, und das ganze Verhalten des Hieronymus haben so viel grosses, und dann auch wieder so viel menschliches, daß man gerne verweilet bey so vieler Leidenschaft, Bewegung, Thätigkeit und Kraft; und daß man gerne etwas näher mit diesem so äusserst berühmten Kirchenvater bekannt wird, weil er bey allen seinen Fehlern doch ein sehr grosser Mann war, auch in vielen Dingen ein edler naiver und liberaler Mann, der überaus vieles sagt wie es ist.

Hieronymus kam um das Jahr 342. in Sclavonien zur Welt. Seine Eltern waren Christen, und schickten ihn sehr jung nach Rom, wo er mit grossem Eifer studirte, und dann nebenher auch ziemlich liederlich lebte. Lateinische Sprachkunst, Beredsamkeit und Philosophie ergriff und faßte sein

sein feuervoller Kopf schnell und leicht; aber Virgil und Cicero machten ihn nicht gleichgültig für den Anblick schöner Mädchen. Indessen besuchte er des Sonntags die Gräber der Apostel und Märtyrer, und wanderte gerne in den Catakomben umher. Von Rom kam er nach Gallien, auch an den Rhein, und sodann nach Aquileja, wo ihn ein unvermutheter Wirbelwind, wie er sagt, nach den Morgenländern trieb.

Vorerst besuchte er noch einmal sein Vaterland. Dann verließ er, um des Himmelreiches willen, sein Haus, seinen Vater, seine Mutter, seine Schwester die etwas liederlich war, seine Anverwandten; und was er noch, nach seinem eigenen Geständniß, für das traurigste hielt, eine vortrefliche Tafel. Die Bibliothek, die er sich in Rom gesammelt hatte, nahm er auf den Rücken. So kam er durch Thracien, Pontus, Bithynien, Galatien, Cappadocien, Cilicien, und fand endlich in Syrien den Fleck, wo er wünschte als Anachoret zu leben.

Ein fleischliches Vergehen war höchst vermuthlich der Wirbelwind, der den heiligen Hieronymus so ganz unerwartet nach Syrien verschlug. Wollust war sein größter Feind. Er gesteht auch aufrichtig: man ändere mit seinem Aufenthalte nicht seinen Sinn, sein Feind sey mit ihm nach Syrien gegangen; und er leide da, in seiner Einsamkeit, noch weit mehr als nie von dem Unzuchtsteufel.

Das läßt sich begreifen. Aber der heilige Mann sagt es auch selbst rund heraus: er habe aus Furcht vor der Hölle Italien mit einer weiten von der Sonne verbrannten Wüste vertauscht; in diesem schrecklichen Wohnsitz der wilden Thiere, der Schlangen und der Mönche, vier Jahre ganz mit Christo und mit Büchern gelebt, vier Jahre da gekämpfet gegen unbändige Fleischeslust, und garstige Gedanken.

In dieser rauhen Einsamkeit dachte Hieronymus: nun kann ich alles was ich will. Er hatte gelesen, daß demjenigen, der glaubt, alle Dinge mög-

möglich sind. Also kämpfte er in einem fort gegen den Teufel den er mitgebracht hatte; und wagte sich sodann in seiner Höhle an die Auslegung eines Propheten, den er nicht verstand. Als in der Folge diese Auslegung grossen Beyfall gefunden, sagte dann doch Hieronymus selbst sehr ehrlich: kein Buch in der Welt sey so schlecht, das nicht irgendwo ein dummer Leser lobe.

Ein Mann von Genie, wie Hieronymus unstreitig in einem sehr hohen Grade war, konnte aber dieses rauhe und wilde Anachoretenleben nicht lange aushalten. Vielerley Krankheiten befielen ihn in seiner Höhle. Von Natur war er schon schwächlich, auch wenn er sich sonst wohl befand; aber in seiner Syrischen Einöde kam er um alle Kräfte seines Körpers. Er verfiel durch langes Fasten und Wachen in ein langwieriges Fieber; er ward äusserst mager; seine Glieder wurden kalt, und kaum fühlte er noch Lebenswärme in seiner Brust. Sein Kränkeln brachte ihn aber wieder zur gesunden Vernunft, denn das Anachoretenle-

ben fieng ihm an zu misfallen. Er sagte, die Freunde die bey ihm waren, haben ihn verlassen, weil sie hätten lieber wollen mit Thieren leben als mit den Anachoreten der dortigen Gegend. Er selbst beklagte, daß er sich nicht mit ihnen flüchten könne, theils wegen seiner Krankheit und theils wegen des beschwerlichen Winters.

Dieß war nicht Anachoretensprache, aber es ist Thatsache und Geschichte. Hieronymus verließ endlich die Syrische Wüste, gieng nach Antiochien, und da machte man ihn zum Priester. Sodann begab er sich nach Constantinopel, und im Jahr 382 wieder nach Rom, wo er drey Jahre als Geheimschreiber des Pabsts Damasus lebte, und nun die Wunder that und die Welterfahrung erwarb, wofür ich ihm hier mit schwacher Feder dieses kleine Denkmal errichte.

Die geheimen Sekretaire der Päbste sind zwar gewöhnlich lose Vögel. Aber das war Hieronymus nun nicht mehr, und doch gefiel er den Römischen

mischen Damen ganz ausserordentlich. Marcella, eine sehr vornehme, und wie es scheint auch eine sehr schöne Römerinn, nahm ihn zu sich in ihren Pallast; und der fromme Tillemont, der dieses Verhältniß mit einer schönen Frau für den ehmals so fleischlich gesinnten Hieronymus von Bedeutung hielt, sagt, die Palläste der vornehmsten Römischen Damen seyen damals so groß gewesen wie Städte, und also habe Hieronymus auch mit allem Anstand bey der heiligen Marcella wohnen können.

Sein Ruf machte die vornehmsten Römerinnen nach seinem Umgang gierig. Aber seiner anachoretischen und also etwas widerhaarigen Sinnesart wegen, mußten doch diese Damen sehr seltsame Damen seyn, wenn Hieronymus sich entschliessen sollte irgend eine von ihnen zu sprechen.

Sie mußten kein Roth auflegen; mußten sich schon die Augen halb aus dem Kopfe geweint haben; mußten hungern können; mußten schon dürr

und mager seyn durch langes Fasten; mußten in schmutzigen Kleidern gehen, und Psalmen singen vom Morgen bis in die Nacht.

Kein Weib gefiel mir, sagt Hieronymus, die ich essen sah. Eine Menge Römischer Jungfern umgaben mich zuweilen; ich erklärte ihnen die heilige Schrift. Wir kamen zu diesem Zwecke oft zusammen. Das öftere Beysammenseyn zeugte Vertraulichkeit, und Vertraulichkeit zeugte Freundschaft. Aber meine Feinde sollen mir beweisen: ich habe mit irgend einem dieser vornehmen Mädchen etwas unanständiges unternommen; ich habe gelitten daß eine einzige ihre Reichthümer mit mir theile; ich habe nicht alle ihre grosse und kleine Geschenke verworfen; ich habe bey einer Einzigen die Verwaltung ihrer Gelder mir angemasset; ich habe jemals liederliche Discurse bey ihnen gewagt; ich habe jemals bey ihnen dahin gesehen, wohin man bey Mädchen nicht sehen soll (*); ich sey jemals in

(*) Hier lügt der heilige Hieronymus. Allerdings hat er dahin gesehen, wohin man bey Mädchen nicht sehen

in die Häuser der Weltkinder gekommen; ihre seidenen Kleider, ihre Juwelen und ihre bemahlten Gesichter haben mich jemals verblendet?

hen soll, denn Alles was irgend an Mädchen, oder auch an schönen Weibern für Weltkinder bemerkenswerth ist, sah Er mit Adlersaugen, und sagt es so gut, so wahr, so schön, so treffend, und so sehr in Allem der Natur getreu, daß mir schwarz und grün vor den Augen wird, wenn ich in den Schriften eines so heiligen Mannes auf solche Gemählde falle. Zum Exempel. In seinen Vermahnungen de vitando suspecto contubernio, an eine Mutter und Tochter in Gallien, schrieb Hieronymus, aus Bethlehem, an die Tochter: „Mädchen, was soll aus dir „werden, wenn du gesund bist, fein, fett und roth, „bey schmackhaften Speisen und köstlichem Wein, im „Bade, unter Ehmännern und Jünglingen? Thust „du auch das nicht, wofür sie dich ansprechen, so „freust du dich doch, und denkst es sey ein Beweis „deiner Schönheit, wenn du angesprochen bist. Deine „Kleider seyen auch noch so bescheiden, braun von „Farbe, ohne Falten, und ohne den langen Schlepp,

„durch

Dem heiligen Hieronymus kann man alle diese trutzigen Herausfoderungen nicht verdenken, denn bey

„ durch den man immer länger und schöner scheinen
„ will, so ist es doch arg genug, wenn du mit Fleiß
„ an deinem Rock etwas Aufgetrenntes nicht achtest,
„ damit von innen heraus etwas erscheine, das Mäd-
„ chen gerne sehen lassen, weil es schön ist. Es ist
„ doch arg genug, wenn du weite seidene Hosen
„ trägst, damit du durch ihr Geräusch, wenn du gehst,
„ Jünglinge zu dir lockest. Es ist doch arg genug,
„ wenn du deinen Busen durch Binden und Gürtel
„ heraufzwängst. Es ist doch arg genug, wenn dei-
„ ne Haare in Locken auf die Stirne fallen, oder seit-
„ werts auf die Ohren. Es ist doch arg genug, wenn
„ du dein Mäntelchen zuweilen fallen läßt, damit dei-
„ ne weissen Schultern in ihrer schönen Nacktheit er-
„ scheinen, und du dann, als wenn du das nicht zu-
„ geben wolltest, geschwinde verbirgst, was du mit gu-
„ tem Willen entblösset hast. Es ist endlich doch arg
„ genug, wenn du auf den Gassen, wie es in unzüch-
„ tigen Häusern Sitte ist, gleichsam aus Schamhaf-
„ tigkeit dein Gesicht verschleyerst, und dann doch
„ immer zeigst, was am meisten gefällt.“

bey Freunden und Feinden war er seiner brennbaren Natur wegen im Verdacht. Uebrigens suchte er doch bey dem schönen Geschlecht weiter nichts, als daß sie, kurz und klein, alle Nonnen werden.

Niemand hat sich jemals, so wie Er beeifert, das schöne Geschlecht wenigstens zu frommer Einsamkeit zu bereden; und niemand hatte jemals eine grössere Kraft die Weiber an sich zu ziehen als Er. Wo diese Kraft den Egyptischen Mönchen überhaupt saß, weiß ich; aber wo sie eigentlich dem Hieronymus saß, weiß ich nicht recht. So viel sehe ich doch, daß ein Feuerkopf Weiber immer führen kann wohin er will, wenn er dunkel auf ihren Verstand und lebhaft auf ihre Empfindung wirket. Wer dieß kann wie Lavater, dessen Herrschaft ist immer groß in der Welt, und das konnte Hieronymus.

Vielen Römerinnen von Stande gab er Unterricht, und wer Gelegenheit hat feuerfänglichen Damen in irgend einer Sache Unterricht zu geben, kommt

kommt immer weiter als man glaubt. Hieronymus war berühmt als der gelehrteste Ausleger der heiligen Schrift den damals die Kirche hatte, und selbst der Römische Bischof Damasus zog ihn darüber zu Rath. Er war berühmt wegen seiner unsterblichen Schriften, wegen ihrer mahlerischen und hinreissenden Beredsamkeit, wegen des hohen Schwunges seiner Gedanken, der Schärfe seiner Blicke, und der Kraft und des Gewichts seiner Worte. Jedermann erwartete in Rom, Hieronymus würde nach dem Tode des schon fünf und siebenzig jährigen Damasus Pabst werden. Die schöne Marcella, in deren Pallast er wohnte, die als Witwe in den Nonnenstand trat, und zur Errichtung mehrerer Klöster in Rom das meiste beytrug, war seine erste Schülerinn; und man weiß was das bedeutet, wenn man eine schöne und vornehme Frau auf seiner Seite hat.

Der Marcella folgte gleich die erhabene Paula, eine sehr reiche, ebenfalls sehr vornehme, und ebenfalls sehr feuerfängliche Dame aus der Familie

lie der Gracchier und Cornelier, übrigens Witwe, und Mutter von fünf Kindern. Sie konnte der unüberwindlichen Beredsamkeit des Hieronymus nicht widerstehen. Der entheiligende Name einer Schwiegermutter Gottes (*) verführte sie, und das war der Triumph des Hieronymus, ihres geistlichen Vaters. Ihr Name ist groß und denkwürdig geworden in der catholischen Kirche.

Zuerst gieng sie in ein Römisches Kloster, um sich da in allen Werken der Demuth zu üben. Dann warf sie ihre seidene Kleider weg; schenkte Alles, was sie von ihren Reichthümern verschenken konnte, den Armen (**), und entsagte allen Eitel-

(*) Socrus Dei war ein sehr gewöhnliches Compliment, das Hieronymus der Paula machte.

(*) Diese Enthusiasterey war in Rom nicht neu, und auch nicht blos den Christen eigen. Plotin bewunderte und empfahl allen seinen übrigen Freunden, als ein nachahmungswürdiges Muster eines ächten Weltweisen und Philosophen nach Neuplatonischer

oder

Eitelkeiten der Welt. Fasten, Lesen und Beten war ihr beständiges Geschäft. Anstatt ihre Tage in wollüstigen Bädern hinzubringen, und sich mit wohlriechenden Wassern zu waschen, anstatt ihre Reichthümer und ihren Witwenstand den Wollüsten, der Pracht, der Coketterie und der Liederlichkeit zu weihen, lebte sie im Sack und in der Asche. Ihr größter Ehrgeitz war gerade nach den Wüsten hinzugehen, wo Paul der Eremit und der grosse Antonius ihr hohes Leben schlossen. Aber dieß konnte sie nun freilich nicht für sich alleine: und eben so wenig wäre es schicklich gewesen mit dem Hieronymus aus dem Lande zu laufen.

Paula

oder Egyptischer Art und eifrigen Suchers der Wahrheit, einen Römischen Senator Rogatianus, den seine Lehren und Beyspiel so gänzlich umgekehrt hatten, daß er allen seinen Sclaven die Freyheit schenkte, sein ganzes Vermögen abtrat, das Amt eines Prätors, das er erhalten sollte, aufgab, und nicht einmal in seinem eigenen Hause wohnte, sondern bey seinen Freunden schlief, und speißte.

Paula trieb in ihre Tochter Eustochium eben den Enthusiasmus, mit dem sie Hieronymus ansteckte. Als aber diese schon ihren ehemaligen zierlichen Anzug weggeworfen hatte, wagte es Prätextata, ihre Tante, ihr die Haare wieder aufzuputzen, und sie kostbar auszuschmücken. Aber Hieronymus versichert, gleich in der nächsten Nacht sey der Prätextata ein Engel erschienen, und habe ihr mit fürchterlichem Gesichte verkündigt, ihre gottlosen Hände werden verwelken, sie werde ihren Mann und ihre Kinder verlieren, und selbst nach fünf Monaten in die Hölle fahren; welches dann auch, wie man leicht denken kann, geschah.

Die schöne Eustochium ergriff mit Liebe den hohen Gedanken der Abgeschiedenheit von der Welt. Sie empfand bald einen unwiderstehlichen Trieb zum ehelosen und einsamen Leben; und nun schrieb Hieronymus an sie, zu ihrem Unterricht und zu ihrer Stärkung, seinen berühmten Brief über die Festhaltung der Jungfrauschaft.

Dieß

Dieß war nach den damaligen Sitten in Rom nicht eine leichte Sache. Hieronymus hatte bey diesem Briefe zur Absicht, die Eustochium hauptsächlich zu warnen, daß sie bey ihrem Ausgange aus Rom nicht das Schicksal von Loths Frau habe. Er räth ihr vorerst beständige Furcht und demuthsvolle Vorsichtigkeit, wegen der Schwäche des Fleisches. Gott kann alles, sagt Hieronymus, aber eine gefallene Jungfrau kann Er nicht wieder in die Höhe bringen. Er gesteht selbst, rund und frey, in seinem erstorbenen Körper sey das Feuer unzüchtiger Begierden noch in der Zeit aufgelodert, da er sich aus Furcht vor der Hölle zur brennendheissen Wüste und zur elendesten Nahrung und Lebensart verdammte; aber Er habe den Unzuchtsteufel durch anhaltendes Gebet, Thränen, Fasten von ganzen Wochen, und die rauheste Einsamkeit bezähmt.

Geilen Gedanken müsse man nicht nachhängen, sondern sie in ihrer ersten Entstehung unterdrükken. Darum müsse auch eine Jungfer, die ihre

Jung-

Jungfrauschaft festhalten wolle, den Wein fliehen wie Gift. Geitz und andere Laster können wir eher bezähmen als die in uns eingeschlossene, mit unserer Natur verwebte Fleischeslust. Mässigkeit im Essen sey auch gut für eine Jungfer; der Schöpfer finde zwar kein Vergnügen an heulenden Eingeweiden, aber nichts erhalte doch besser die Keuschheit.

Hieronymus erzählet sodann der Eustochium die Sitten des Christlichen Roms, vor vierzehnhundert Jahren. Es verdrösse mich, sagt er, dir zu offenbaren, wie viele Jungfern täglich fallen. Aber auch die meisten Christlichen Witwen wirst du sehen ihr böses Gewissen hinter lügenhaften Kleidern verstecken. Würde auf den Gassen ihr dicker Bauch, oder in ihren Häusern das Kindergeschrey sie nicht verrathen, so dächte man sie seyen heilig und keusch, und sie trippelten dann mit erhabenem Haupte, unverschämtem Gesicht, und hüpfenden Füssen durch die Gassen. Einige Witwen nehmen Getränke ein, um sich unfruchtbar

bar zu machen, und also morden sie was noch nicht gezeuget ist. Einige wollen ihre Leibesfrucht durch gewaltsame Mittel abtreiben, und tödten oft ihre Leibesfrucht und sich selbst. Für Keusche ist alles keusch, sagen diese Damen, darum kann man mit reinem Herzen auch alles essen was Gott erschaffen hat, und wenn man das Herz erfreuen will, auch sich betrinken.

Eustochium, habe du keinen Umgang mit jenen Weibern. Auch nicht mit Witwen oder Mädchen, die bey Männern geistlichen Trost suchen und fleischlich mit ihnen leben. Auch nicht mit jungen Ehfrauen, wegen der geilen Fragen und Erzählungen, womit sie sich die Zeit vertreiben, wenn sie sonst nichts zu sagen wissen. Geh auch nicht in die Häuser vornehmer Damen, die von Schmeichlern wimmeln; wo man den ganzen Tag frißt; und wo man Geistliche sieht, die durch ein ernsthaftes und gesetztes Wesen diese Damen erbauen und zur Ehrerbietung gegen sich erwecken sollten; aber die anstatt dessen die Damen erst

zärt-

zärtlich küssen, und sodann die Hand ausstrecken als ob sie ihnen den Seegen ertheilen wollten, und damit für ihren Besuch ein Geschenk empfangen.

Blasse und von Fasten ausgezehrte Jungfern sind die besten Gesellschafterinnen für dich. Lieben muß zwar der Mensch immer etwas, aber die geistliche Liebe muß die fleischliche überwinden. In deinem Bette mußt du sagen, des Nachts suche ich Ihn, den meine Seele liebt; aber ausgehen mußt du nie bey Nacht. Du mußt deinen Bräutigam nicht auf den Gassen suchen, noch deinen Buhlen in den Winkeln der Stadt. Verhüllet mußt du immer gehen vor frechen Augen. Es scheint zwar hart, die Natur zu zwingen, Menschen ein Engelsleben abzupressen, und was uns angeschaffen ist zu verdammen. Enthaltsamkeit war vormals nur eine Regel für Männer; aber derjenige, den Engel im Himmel anbeten, verlanget nun auch Engel auf der Erde.

Eine Jungfrau, die nicht heurathen will, muß durchaus an nichts denken, was nicht jungfräulich ist. Sie muß sich hüten vor jeder unanständigen Rede, vor jedem unanständigen Buche, vor jedem unanständigen Gedanken. Schlechte Gesellschaft von jeder Art muß sie fliehen, zumal jene andächtigen Heuchlerinnen, die ihr Gesicht verstören, damit es scheine, als wenn sie sich mit Fasten quälen; die immer seufzen, wenn sie glauben, daß man nach ihnen sieht, und dabey die Augen niederschlagen, oder nur verstohlen unter ihrem Schleyer hervorschielen; die in dunkeln Kleidern gehen, indeß da ihr Magen erhitzet ist durch Speisen; oder, die sich die Haare abschneiden, ein grobes Kleid auf dem blossen Leibe tragen und eine meisterlich gemachte Kaputze auf dem Kopf, und aussehen wie Eulen und Uhns.

Aber auch heuchlerische Männer mußt du fliehen, zumal die frommen Kerle, die sich mit eisernen Ketten umhängen, Bärte haben wie Böcke, schwarze Mäntel, und nackte Füsse. Dieß alles

ist

ist vom Teufel. Solche Heuchler, die sich traurig stellen, und die mit Sünden beladenen vornehmen Weiblein bethören, sobald sie den Zutritt in ihren Häusern haben, gab es vormals in Rom, und solche giebt es auch anitzt. Ich schäme mich zu sagen, was sie dann ferner bey diesen Betschwestern unternehmen, und schweige lieber; damit es nicht scheine, ich schmähe da ich nur warne.

Fliehen mußt du die geistlichen Schurken, die sich für Kirchenämter bewerben, um nur freyer an die Weiber zu kommen. Ihr höchster Wunsch ist blos schöne Kleider zu haben; dann wollen sie auch lieblich riechen; wollen, daß ihre Schuhe gut sitzen; zieren ihre Finger mit glänzenden Ringen; kräuseln sich die Haare mit warmen Eisen; und damit ihre schönen Füsse gelegentlich nicht naß werden, gehn sie immer auf den Zeen. Einige von ihnen verwenden ihr Leben und ihren Fleiß blos darauf, die Namen der vornehmsten Damen zu wissen, ihre Wohnungen zu erfragen,

und ihre Neigungen auszukundschaften. Einen unter denselben, der in dieser Kunst der größte Meister ist, will ich dir kurz und treffend schildern, damit du desto leichter die Schüler in dem Bilde ihres Lehrers erkennest.

Er steht eilig und mit Anbruch des Tages auf, um seine Visiten abzulegen. Dazu bedient er sich des kürzesten Weges; er stürzt beynahe, eh die Damen vom Schlafe erwachen, in ihre Zimmer. Sieht er unter dem Hausgeräth etwas kostbares und seltenes, so streicht er es heraus, bewundert es, beguckt es von allen Seiten; und indem er der Dame zu verstehen giebt, er wäre eines solchen Hausraths benöthigt, preßt er es ihr eher ab, als daß sie es ihm gutwillig giebt; denn die Damen schämen sich einen Stadtläufer zu beleidigen, der aus einem Hause in das andere kommt, und weiß was in jedem vorgeht. Diesem Kerl ist Keuschheit eine Aergerniß, und Enthaltung eine Thorheit. Sein Maul ist grob und frech, und immer zu schmähen bereit. Wohin

du

du dich wendest, siehst du ihn immer zuerst. Alle Stadtneuigkeiten erfindet Er, oder macht sie schlimmer und grösser.

Erinnere dich immer daß du mitten unter Fallstricken wandelst; und daß vielen alten Jungfern von unbezweifelter Keuschheit, noch ganz nahe vor ihrem Tode, die Keuschheitskrone aus den Händen fiel.

Wie die Pest mußt du Mädchen und Witwen fliehen, die aus Müssiggang und Neugier den ganzen Kreis unserer alten Matronen besuchen, alle Schamröthe wegwerfen, und nicht als Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen bey Vornehmen sind. Diese Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen sorgen für nichts als ihren Bauch und was dem Bauche zunächst liegt, indem sie sagen: ach gebrauchen doch Ihr Gnaden was sie haben, und geniessen sie das Leben weil sie leben! Wie die Pest mußt du auch die Weiber fliehen, die sich gerne betrinken und geiler Natur sind, und

in alle Ohren alles Böse einflüstern, und eiserne Köpfe zur Wollust erweichen. Aber dieß Alles kann dir nichts helfen, setzt endlich der orthodoxe Hieronymus hinzu, wenn du dich nicht über alles und vor allem aus bestrebest, daß du den wahren Glauben behalteſt, denn alle nicht orthodoxen Jungfern sind Huren.

Kaum kann man sich vorstellen, welchen Eindruck in Rom dieser häufig abgeschriebene und bald in der ganzen Stadt bekannt gewordene Brief an die Eustochium machte. Man muß eine Weiberepidemie gesehen haben, um fähig zu seyn sich die allgemeine Wuth zu denken, womit man itzt von allen Seiten über den Hieronymus herfiel. Die ganze Stadt schrie, dieser Brief ist eine Satire! Einer riß denselben dem andern aus den Händen; eine Gesellschaft schnatterte es der andern zu, es seyen Portraite in dem Briefe! Jedermann bewies mit dem Briefe in der Hand, hie, da, dort, und dort und da, sey die, der, diese und jener gemeint! Viele liederliche Damen

von

von hohem Stande erkannten sich selbst in manchem Zuge, und betrachteten den Hieronymus nicht etwa als einen Freund, der sie warnte, sondern als einen öffentlichen Verräther ihrer Ungebundenheit.

Manches hätte man vielleicht dem Hieronymus nicht so schrecklich übel genommen. Aber verzeihen konnten ihm doch die Römischen Witwen und Jungfern nicht, daß er hatte sagen dürfen, sie sollten unter sich und nicht in Männergesellschaften leben. Das war genug, um ganz Rom aufrührisch zu machen, und alle Menschen so aufzubringen, daß sie alle auf den Hieronymus mit Fingern wiesen. An solche starke Wahrheiten war man gar nicht gewohnt; so unwidersprechlich sie auch sonst denen schienen, die sie in der Stille wogen. Es war auch dabey nicht ein geringes, den falschen Mönchen und der ehrwürdigen Geistlichkeit in die Augen zu greifen; und dann samt und sonders, die allgemeine Eigenliebe zu beleidigen, die Thorheit zu entlarven, die Dummheit

aufzudecken, das Laster auszupeitschen. Rom war schon damals als der Hauptsitz der Aufklärung in der Religion und der besten christlichen Sitten in größtem Ansehen; und mitten aus Rom heraus machte Hieronymus diese stolze Stadt der ganzen christlichen Welt zum Spott.

Die Heiden, die Abtrünnigen von der christlichen Kirche, die Verfolger, alle die den Namen der Christen haßten, schrieben in die Wette den Brief des Hieronymus an die Eustochium ab. Er schilderte in demselben Leute von allen Ständen, von jedem Rang, Glieder der Kirche und des Staats, und am allermeisten die Weiber, als ein niedriges Volk. Er wies, daß alle Verbrechen welche die Heiden den Christen vorwarfen, und welche diese als die ärgsten Verläumdungen abläugneten, nicht nur völlig gegründet, sondern weit schlimmer waren als die Heiden dachten.

Hieronymus hatte dann auch schon manche Römische Familie gegen sich aufgebracht, und er

hatte schon hie und da auch vor seinem Briefe an die Eustochium schon manche vornehme Dame beleidiget. Man hieß ihn schon lange einen Weiberverführer und einen Zauberer. Darum schlugen sich itzt alle Gecken, alle Schöpse, alle Halbköpfe, der grosse Haufen der Idioten und der Wahrheitshässer, wie gewöhnlich, zur Partey der Damen. Alle Weiber und alle Damen selbst waren bereit, dem Hieronymus die Finger abzuschneiden, die Augen auszukratzen, den Bart auszurupfen.

Alle die elenden und armseligen Neidhammel und Schmarotzer in Rom, die sich durch nichts eine Existenz zu geben wußten, wollten in dieser Epidemie nun auch merkwürdig werden, und machten trotzig und in Schaaren, mit hervorgedrücktem Kinn, dem Hieronymus Knipse. Alle schrien, einen solchen unklugen Kopf müsse man nicht dulden, der sich unterstehe vornehmen Leuten die Wahrheit zu sagen; brandmarken müsse man einen Vermessenen, der sich erdreiste Damen um deren Gnade sich sonst jedermann bewerbe,

werbe, in öffentlichen Schriften, wie den Teufel an die Wand zu mahlen; man müsse ihn durch den Profos aus der Stadt jagen lassen, man müsse ihn zu den Scythen verbannen.

Weg war nun aller Ruhm des Hieronymus; weg war alle Achtung für seine Gelehrsamkeit, und für seinen Geist. Solche, die dem heiligen Mann noch heimlich die Hände küßten und ihn umarmten, wenn es niemand sah, scholten ihn itzt in allen öffentlichen Gesellschaften, und freuten sich, wenn man ihn schmähte und seine Ehre zerriß. Sogar seine Wirthinn und Freundinn, die heilige Marcella, warf ihm vor, er mache sich selbst unnöthigen Verdruß, und sollte sich schämen, solche Dinge zu schreiben, wenn auch andere sich nicht schämen, sie zu thun. Marcella hätte ihm gerne die Hand vor den Mund halten mögen, damit er schweige. Aber das that Hieronymus nicht; denn seine Schriften hieß man nun dummes Zeug; und man miethete, dieß durch

ein

ein witziges Blatt zu beweisen, einen Witzling, mit Namen Bonasus (*).

Tausend Römische Damen trippelten und hüpften frohlockend, mit dem Blatte in der Hand, um ihre Mönche, Diakone und Buhlen umher, als es, ihrer Meynung nach, dem witzigen Kopfe Bonasus gelungen war den heiligen Hieronymus zu persifliren. Hieronymus begnügte sich, den Bonasus, in einem Briefe, der noch vorhanden ist, zu warnen. Aber er warnt ihn, mit einer Milde, als wenn er ihn scalpirte.

Es giebt Aerzte, die man für grausam hält, schreibt Hieronymus an den lieben Bonasus; aber grausam ist es nicht, brandichtes Fleisch mit dem Messer wegzuschneiden. Verabscheuen muß man die heilende Hand nicht, wenn man an sich selbst verabscheut, was faul ist. Die Wahrheit ist bitter und die Laster sind süß. Wenn die geistlichen Aerzte in die Sünden hineinschneiden, so ermahnen

(*) Bonasus heißt auf deutsch ein Auerochs.

nen sie doch eigentlich nur zur Busse. Wer Lasterhafte anklagt, macht sich immer viele Feinde. Zeichne ich geschwätzige Narren, so werden diese freilich ihre Thorheit gewahr. Bonasus ist zwar nicht der Einzige in Rom den ich in die Nase hieb. Er ist nicht der Einzige, der mit grossen und leeren Worten prahlt aus aufgeblasenen Backen. Wenn ich sage, Schurken seyen in Rom geehret, lieber Bonasus, so mußt du das nicht übel nehmen, da du dich für keinen Schurken hältst. Verlache ich einen Advokaten wegen seiner nicht einen Heller werthen Beredsamkeit, so soll dich das, lieber Bonasus, nicht schmerzen, weil du beredt bist. Wenn ich gegen geizige Priester auffahre, so kann ein armer Schelm, wie Bonasus, sich darüber nicht erzürnen. Spreche ich von Eulen und Uhus und Egyptischen Wunderdingen, so kannst du nicht glauben, ich spreche von dir. Trift meine Feder wie ein Dolch jedes Laster, so sollte Bonasus nicht schreyen ich bin verwundet, und dann handgemein mit mir werden wollen, und dann doch immer brüllen: Hieronym=

ronymus schreibt Satiren! Wenn ich sage daß es Furien giebt, so kannst du doch fromm wie ein Schaf seyn, lieber Bonasus. Willst du immer böse werden wenn ich auf heßliche Menschen schelte, und willst du dafür mich immer wieder schelten, so will ich dir, lieber Bonasus, aus dem Persius vorsingen: ach hätten doch Könige und Königinnen den witzigen Bonasus zum Schwiegersohn, möchten doch alle Schönen dem Bonasus nachlaufen, möchten doch Rosen wachsen unter allen Tritten des Bonasus. Oder möchtest du, und dieß ist mein letzter und bester Rath, um allen Menschen beredt und schön zu scheinen: nie deine Zunge hören lassen, und nie deine Nase zeigen.

Mausestill wurden alle Damen, Weiber, Gekken, Halbköpfe, Idioten und Neidhammel in Rom, nach dieser kleinen Warnung an den Bonasus. Aber Hieronymus und Paula und Eustochium hatten nun einmal die tiefste Verachtung für Rom; und so entschlossen sie sich alle drey

diese

diese Narrenwelt zu verlassen, und in eine heilige Einsamkeit zu ziehen. Lobenswerth wäre auch dieser Entschluß gewesen, hätte es nur in den Köpfen der Paula und des Hieronymus auf dieser Reise nicht selbst ein wenig gespükt.

Hieronymus packte, wie natürlich, zuerst ein, und gieng alleine nach dem Orient. Aber Paula entschloß sich, es koste was es wolle, ihr Leben ihm zur Seite zu beschliessen. Sie schenkte ihren Kindern nun fast ihr ganzes übriges Vermögen; entriß sich ihren ausgestreckten Armen; brach durch alle Hindernisse, mit gesenktem rauhem Blick; und segelte mit ihrer Tochter Eustochium in die Morgenländer, um als eine heilige Zigeunerin durch Meere und Länder zu schwärmen.

Sie küßte in Cypern die Füsse des heiligen Epiphanius. In Palästina und Egypten besuchte sie, mit ihrem lieben Hieronymus nun wieder vereinigt, alle Mönchswohnungen und alle heiligen Oerter mit brennender Andacht. Sie betete

vor

vor dem heiligen Kreutz, als sähe sie den Herrn noch daran hängen. In seinem Grabe küßte sie den Stein der Auferstehung. So durchzog sie ganz Palästina mit steten Erinnerungen an alle Begebenheiten des Lebens Jesu, seiner Apostel, und aller Heiligen. Sie sah die Gräber der zwölf Propheten, die Stadt Samaria, und das Grab Johannis des Täufers. Hier gerieth sie in Bestürzung durch viele bewunderungswürdige Dinge. Sie sah die bösen Geister unter allerhand Martern schrecklich schreyen, sagt Hieronymus; Menschen vor den Gräbern der Heiligen wie Wölfe heulen, wie Hunde bellen, wie Löwen knirschen, wie Schlangen zischen und wie Stiere brüllen. Sie sah Leute mit allerhand Drehungen und Convulsionen, und wahrscheinlich hatte Sie, oder Hieronymus als er ihr Leben schrieb, auch solche Convulsionen im Hirn.

An der treuen Hand ihres lieben Hieronymus gieng Paula nun nach Egypten. Von unzählichen Mönchen ward sie da bewillkommet. Sie

gieng in die Cellen des Macarius, und anderer Mönche von hoher Vollkommenheit, und warf sich vor ihnen nieder. Sie hatte grosse Lust unter so vielen tausend Liebeseinsamen Egyptens, ihres Geschlechts, auch der Feuerfänglichkeit und gewaltigen Mannskraft dieser borstigen Einsamen ungeachtet, mit vielen gleichgesinnten Jungfrauen und ihrer schönen Tochter zu wohnen; aber eine stärkere Begierde zog sie nach den heiligen Oertern zurück. Sie kam wieder nach Bethlehem, und lebte da zuerst drey Jahre in einem kleinen Hause, bis sie selbst Klöster bauen ließ; und sodann noch lange Jahre, in frommer Vertraulichkeit und steter Herzensergiessung, mit ihrem geistlichen Vater Hieronymus.

Bethlehem war also der Ort, den Hieronymus und Paula zu ihrem gemeinschaftlichen Liebesaufenthalt wählten. Erst hatten sie beyde Lust in Jerusalem sich niederzulassen; aber Jerusalem war so üppig wie Rom. Jerusalem ist eine grosse Stadt, schrieb Hieronymus an den Paulinus,

und

und hat wie andere grosse Städte einen Rath, ein Gericht, Gerichtsdiener, verschiedene Theater, Comedianten, Gaukler, Huren, eine grosse Menge Volks, und einen Zusammenlauf aus allen Gegenden der Welt. Aus Gallien, aus Britannien, aus Armenien, Persien, Indien und Ethiopien kamen in der That die Christen zusammen, um in Jerusalem anzubeten.

Ab und zu kamen zwar diese Leute auch nach Bethlehem. Aber mit mehr Bescheidenheit; und überhaupt war das Leben dort ziemlich christlich. Man hörte nicht den geringsten Lerm, den Gesang der Psalmen ausgenommen und das Hallelujah beym Pfluge. Bethlehem war also der rechte Ort für den Hieronymus. Er hatte ausserhalb des Dorfes, bey dem Grabe eines Jüdischen Königs, seine Celle. Das war nun, für eine Weile, sein Paradies auf Erden. Da kleidete er sich mit den elenden Kleidern, die ihm seine geliebte Paula schenkte; da nährte er sich mit dem magern Essen das Paula für ihn kochen ließ. Aber

auch von da flog sein Ruhm wie Himmelsfeuer über den erstaunten und bewundernden Erdboden durch seine hohe und alle Herzen ergreifende Beredsamkeit.

In dem heiligen Dorfe Bethlehem ward Hieronymus mächtiger mit der Feder, als kein Schriftsteller seines Zeitalters und der damaligen Welt. Die ganze Christenheit und selbst die vornehmsten Bischöfe waren aufmerksam auf seine Lehren. Niemand konnte wieder aufstehen, den Er durch seine gewaltige Feder zu Boden schlug. Er schrieb gegen niemand, von dem er nicht zu verstehen gab, er sey so unbedeutend als Bonasus. Einige Griechische Schriftsteller haben sich sehr über seine Eitelkeit und seinen Hochmuth beklagt; aber hochmüthige Leute sind sehr gewohnt über einander zu klagen; denn eben so sehr ärgerte den Hieronymus der Stolz der Griechen. Aber stolz und hochfahrend war er gewiß; und nie mehr, als wenn es auf die Orthodoxie ankam, oder wenn man ihm auf seine Briefe nicht antwortete.

Mit

Mit dieser heftigen Sinnesart genoß daher Hieronymus, selbst in dem heiligen Dorfe Bethlehem, die Ruhe und den Frieden nicht, den er am Anfang seines dortigen Aufenthaltes so sehr pries. Er nahm leicht alles übel, und vergab, wenn man ihn zum Zorne gereizt hatte, gar nicht leicht. Etwas bitteres, verdrüßliches und sauertöpfisches war in seinem ganzen Charakter. Man beschuldiget ihn sogar, er habe nach dem friedseligen Dorfe Bethlehem das Uebel hingebracht, welches er da, wie er selbst sagt, nicht fand; nemlich die Scheelsucht und den Neid. Hieronymus beleidigte durch seinen Neid seine größten Freunde, und entfernte sie dadurch von sich. Sogar sagt Palladius, der berühmte Bischof von Hellenopolis, den ich zwar in Vergleichung mit dem Hieronymus für einen armen Tropf halte, Hieronymus vertilge durch seinen Neid alle seine schönen Eigenschaften. Und aus dem Munde des Posidonius, eines Einsamen und ganz ausserordentlichen und wunderthätigen Heiligen zu Bethlehem, erzählet Palladius: der Neid des Hiero-

nymus sey so groß gewesen, daß kein Heiliger neben ihm habe leben können; und er habe sogar seinen eigenen leiblichen Bruder beneidet.

Alles war also, wie bey vielen andern grossen Männern, leidenschaftlich bey dem Hieronymus. Aber er hatte auch das gewöhnliche Schicksal aller grossen Männer: für und wider ihn sprach und schrieb niemand ohne Leidenschaft. Seines Ruhmes und seiner Beredsamkeit wegen war er furchtbar, er tödtete mit seiner Feder. Aber wenn er auf der Orthodoxie seinem Steckenpferde saß, verließ ihn alle Mäßigung und Billigkeit; als Theologe war Hieronymus ein grimmiger Verfolger.

Nicht den geringsten Widerspruch vertrug er in seiner Celle zu Bethlehem. Helvidius schrieb ein Buch, worinn er behauptete, eine Jungfer sey nicht heiliger als eine Frau; gleich warf ihn Hieronymus mit einem Buche in den Koth. Jovinianus dachte auch nicht besser von der Jungferschaft;

schaft; Hieronymus widerlegte ihn eben so, erhub die Jungferschaft, und lästerte den Ehstand mit der entsetzlichsten Wuth. Er nannte den Jovinianus einen Epikuräer und einen lüderlichen Wollüstling, ob er gleich ganz ascetisch lebte. Das Ende des Streites war, daß Jovinianus in den Kirchenbann kam, daß der Kaiser Honorius ihn als den niedrigsten Verbrecher auf die grausamste Art geiseln ließ, und ihn dann auf eine arme kleine Insel verbannte, wo er arm und elend starb. Aber auch nach dem Tode dieses Gegners gieng der Eifer des Hieronymus noch so weit, daß er sagte: Jovinianus habe sich auf dieser dürren und elenden Insel an Schinken und Fasanen todtgefressen.

Durch dieses Alles, und durch sein grosses Beyspiel und sein hartes Leben, zeigte nun Hieronymus in seiner Bethlehemitischen Einsamkeit, daß man ein Mönch seyn kann, wenn man ein Mönch seyn will; und da verwandte Er die ganze allgewaltige Kraft seines Styls, allen sei-

nen Eifer, alle Blitze seiner Beredsamkeit, um dieser unmenschlichen Lebensart Verehrer zu verschaffen und zu erhalten.

Er verfertigte prächtige Lobschriften auf die ersten und vornehmsten Heiligen und Heiliginnen. Er vertheidigte das Mönchsleben und den ehelosen Stand mit glühender Heftigkeit. Er machte von der zweiten Ehe die schimpflichsten Vorstellungen. Er war unermüdet, und bis in seinen im Jahr 420 erfolgten Tod beschäftiget, Christen von allen Ständen, besonders junge Frauenzimmer und Witwen, zur Annehmung des Mönchslebens durch seine Briefe zu locken; und hierinn hatte Er, wie ein grosser Engländischer Kirchenschriftsteller sagt, alle schiefen Köpfe, das ist, eine ungeheure Majorität, auf seiner Seite.

Paula war dann ihrerseits auch nicht müssig. Sie stiftete zu Bethlehem ein Kloster für Mönche und drey für Nonnen. Aus verschiedenen

Pro-

Provinzen hatte sie diese versammelt, und nach Standesgebühr in drey Gesellschaften von vornehmer, geringerer, und ganz geringer Herkunft abgesondert; denn auf diesen Punkt war sie noch immer Weib. Die Nonnen vom ersten, zweiten und dritten Range arbeiteten und assen abgesondert, ihrem Range gemäß; aber weil Adelsthorheit im Himmel nicht gilt, sangen und beteten doch alle drey Ränge gemeinschaftlich.

Sechsmal von Tages Anbruch bis Mitternacht sangen sie, und lernten noch täglich etwas aus der heiligen Schrift. Nur des Sonntags giengen sie in die Kirche, jede Gesellschaft mit ihrer Mutter an der Spitze. Dann eilten diese geistlichen Damen und Fräulein, Frauen und Jungfern, auch sogar des Sonntags, gleich wieder zur Arbeit, damit sich der Teufel durch fleischliche Begierden bey ihnen nicht einnistete; welches Er aber doch zuweilen that, wie man sehen wird.

Mit keiner männlichen Seele durften sie sprechen, und auch sogar mit keinem Castraten; woraus sich schon schliessen läßt, wie äusserst feuerfangend die armen Nonnen unter diesem heissen Himmelsstrich waren. Von den vornehmen Nonnen durfte keine ihre alte Kammerjungfer bey sich haben, weil Kammerjungfern gewöhnlich Gelegenheitsmacherinnen sind. Zornige Nonnen behandelte Paula mit gedultigen Reden und gedultige Nonnen mit Verweisen. Nahrung und Kleidung ausgenommen durfte keine nichts besitzen. Ueppigkeit und Fleischeslust ward gedämpft, oder zu dämpfen versucht, durch wiederholtes Fasten. Geschwätzige und zänkische Nonnen ließ Paula an der Thüre des Speisesals beten und alleine essen; und solchen die sich noch gerne schmückten, zeigte sie allen Unsinn und alle Abscheulichkeit der Coketterie im Kloster.

Paula, die alte und schwächliche Domina dieser Nonnen, lebte strenger als alle. In einem

Fieber

Fieber riethen ihr einst die Aerzte, ein wenig Wein zu trinken; Hieronymus der ihre Widerspenstigkeit kannte, bat einen alten Bischof heimlich, er möchte sie doch dazu bereden. Aber der alte Bischof gestand dem Hieronymus, Paula hätte ihn beynahe selbst beredet keinen Wein mehr zu trinken. In den härtesten Krankheiten lag sie auf blosser Erde, in einem härenen Hemd. Im Gebete wachte sie Nächte durch. Wegen ihrer geringsten Vergehungen vergoß sie häufige Thränen. Bat Hieronymus, sie möchte doch ihre Augen schonen, so antwortete Paula: ich muß das Gesicht schänden, das ich wider Gottes Gebot so oft mit Schminke bemahlt habe; mein langes Lachen kann nichts vergüten als beständiges Weinen. Als ihr Hieronymus über ihre Freygebigkeit Vorstellungen machte, sagte sie: sie möchte bettelnd sterben, ihrer Tochter nicht das Allergeringste hinterlassen, und sie wünsche daß man ihren Leichnam in fremde Leinwand einwickle. So geiselte Paula ihre Nonnen und sich selbst; so lebte und starb sie in

der

der Liebe des Himmels, nach zwanzig Jahren ihres büssenden Aufenthalts in Bethlehem.

Eustochium, die berühmte Tochter der Paula, ward Nonne in Bethlehem mit ihr. Sie lebte, nachdem sie vormals in Rom von Hieronymus mit so vieler Erfahrungsweisheit zur Festhaltung ihrer Jungfrauschaft angeführet worden, mit ihrer Mutter, in der Nachbarschaft des Hieronymus, und unter seiner Aufsicht. Nach ihrer Mutter Tod ward sie Vorsteherin eines Klosters von funfzig Jungfrauen. Hieronymus übersetzte zu ihrem gemeinschaftlichen Gebrauche die Mönchsregel des Pachomius ins Lateinische. Man sagt, und es ist glaubwürdig, Eustochium sey als Jungfer gestorben.

Aus seiner Celle zu Bethlehem schickte Hieronymus noch immer vortrefliche Keuschheitsregeln nach Rom; ob es ihm gleich wäre erlaubt gewesen zu glauben, alle Hofnung sey in dieser Absicht

Absicht an den meisten Römischen Damen verlohren.

Er hatte verlangt, daß Läta, eine Römische Dame aus der Familie der Paula, ihm ihre Tochter nach Bethlehem schicke. Sie war schon vor ihrer Geburt zum Nonnenstande und zur beständigen Jungfrauschaft bestimmt. Dieses schwere Vorhaben zur Ausführung zu bringen, belehret Hieronymus in einem noch vorhandenen Briefe die Läta, über die erste Erziehung eines gottgeweihten Mädchens. Sehnsucht, sagt er, müsse man ihr erregen nach ihren Anverwandtinnen im Kloster. Allen Schmuck müsse man von ihr entfernen und zumal die Schminke. Man müsse sie nicht einmal Ohrengehänge tragen lassen. Sie soll bey keinem Gastmal erscheinen. Sie soll bey reifern Jahren sich des Weines völlig entwöhnen, und nicht wissen wozu man die Flöte und die Leyer braucht. Sie soll täglich ihrer Mutter ein gesetztes Stück aus der heiligen Schrift hersagen, auch Griechische Verse lernen

und

und Römische Gelehrsamkeit. Ohne ihre Mutter soll sie niemals ausgehen, auch nicht in die Kirche. Vorzüglich soll sie beym nächtlichen Gottesdienste in der Kirche ihrer Mutter nie von der Seite weichen. Sie soll keine ihrer Mägde mehr lieben als die andere. Eine ernsthafte, bleiche, schmutzige und etwas traurige Person soll sie zur Gefährtinn haben, und eine bewährte Jungfrau überher. Von dieser soll sie des Nachts zum Gebete und zu den Psalmen aufstehen. Sie soll Wolle spinnen. Sie soll nur solche Kleider verfertigen lernen, die gegen die Kälte schützen. Kraut und Wurzeln soll sie geniessen, selten aber Fische. Sie soll so essen, daß sie immer hungrig sey, und gleich nach Tische lesen und singen. Ihre Mutter soll sie nie allein zu Hause lassen. Sie soll keinen Lustbarkeiten beywohnen. Nach den Jahren der Kindheit soll sie nie baden, denn durch Bäder reitze man böse Lüste. Und weil ein junges Mädchen unter fleischlichen Worten nicht leicht eine geistliche Hochzeit ver-

verstehe, so solle sie unter allen Büchern der heiligen Schrift das hohe Lied zuletzt lesen.

Voll von Lobsprüchen auf vorzüglich gottselige Nonnen sind alle Briefe des Hieronymus. Voll des Eifers, mit welchem er junge Witwen in den Nonnenstand zu ziehen suchte, und zumal eine Anleitung zu einem ununterbrochenen keuschen Leben, sind seine Briefe an die Furia und an die Salvina. Er verbietet ihnen immer Schminke und Schmuck, warme Speisen und Fleisch, und insonderheit wohlschmeckende Vögel, von denen er glaubt, sie erregen bey jungen Witwen die Brunst der Wollust. Eine Witwe, sagt er, müsse die Vergünstigung der zweiten Ehe gar nicht wissen. Sie müsse die Stelle gar nicht kennen, wo es heißt, es sey besser freyen als Brunst leiden. Nehmt das Brunstleiden weg, sagt er, so hilft das Freyen zu nichts. Wenn der Apostel aus Furcht vor der Hurerey in seinem Unterricht an den Timotheus erlaube, daß die jungen Witwen heurathen dürfen, so setze er gleich hinzu: denn

es

es sind schon einige umgewandt dem Satan nach. Die zweite Ehe werde also blos von dem Apostel den Hurenhäusern vorgezogen.

Mit solchen Vorstellungen empfohl Hieronymus den ehlosen Stand, und jede Art von Enthaltsamkeit. Er wachte mit Adlersblicken auf die Sitten der Mönche und Nonnen. Nichts brachte ihn, weil er selbst war liederlich gewesen, schrecklicher in Harnisch, als Liederlichkeit. Nie entbrannte sein Zorn fürchterlicher, als über eine Liebesintrigue zwischen Mönch und Nonne.

Eine Liebesgeschichte gab es sogar in einem von der heiligen Paula gestifteten Kloster zu Bethlehem, mit einer Nonne die in ihrem geistlichen Gefolge von Rom kam. Der Buhle war Sabinianus, ein Italiänischer Geistlicher und Diakon von vieler Erfahrung in solchen Schlichen. Er hatte schon in Italien alle Häuser der Unzucht besucht, Jungfrauen genothzüchtiget, das Ehbett einer Menge vornehmer Personen befleckt, und ver-

veranlasset, daß dieser Verbrechen wegen verschiedene von ihm verführte Frauen öffentlich hingerichtet worden. Nun kam er an die Frau eines der vornehmsten Gothen; er verführte die Frau, und ward durch den Mann entdeckt. Dieser jagte ihm wütend nach durch das ganze Land. Sabinianus schiffte sich eiligst ein, und floh, mit einem Empfehlungsschreiben seines Bischofs, nach Bethlehem zu dem heiligen Hieronymus, um da in einem Kloster sich dem Himmel zu weihen. Hieronymus nahm ihn freundlich auf; welches mich an einen Herrnhuter erinnert, der mir sagte: uns sind die größten Sünder am liebsten.

Hieronymus steckte den Sabinianus in das von ihm selbst zu Bethlehem gestiftete Kloster, und empfohl ihm Zucht und Ehrbarkeit, welches ihm dann dieser auch heiliglich und auf Mönchsparole versprach. Eines Tages aber sah Sabinianus in der Kirche jene schöne Nonne aus dem Kloster der Paula, die mit dieser grossen Heiligin von Rom gekommen war, und verliebte sich in

diese Nonne. Nach einigem Briefwechsel versprach die Nonne dem Sabinianus, sie wolle Alles was Er wolle. Aber der Handel ward entdeckt, eh noch die Nonne ihre Jungferschaft verlohr. Sabinianus bat den Hieronymus fußfällig um Vergebung. Ob er gleich der Todesstrafe sich schuldig gemacht hatte, vergab ihm doch der heilige Mann; aber er gebot ihm, im Sack und in der Asche Busse zu thun; ein härenes Hemd anzuziehen, welches mir eben zu dem Zwecke, den Hieronymus hier hatte, nicht sehr schicklich scheint; in die Wüste zu gehen, und da unter beständigen Thränen Gott um Vergebung zu bitten.

Das that Sabinianus nicht; denn er machte sich lustig, lebte in Freuden, und schimpfte und schmähte auf den Hieronymus fürchterlich. Aber dieser nahm nur seine Feder in die Hand, und schrieb an den Sabinianus einen Brief, der sich lesen läßt.

Die ganze Kirche, sagt Hieronymus in diesem Briefe

Briefe, erscholl um Mitternacht vom heiligen Gesang der Vigilien. In den Sprachen vieler Völker erhub man sich, mit einem Geist und einer Seele, einstimmig zum Lobe Gottes. Indessen legtest du, da wo die Krippe des Herrn gestanden hat, unter den hohen Altar, einen Liebesbrief; und jene Elende kam hin zum Altar, als wenn sie da knien und anbeten wollte, und nahm den Brief. Du standest indeß im Chor der eifrig singenden, und warfest geile Blicke nach ihr. In der ehrwürdigen Höhle, wo unser Heiland gebohren worden, empfängst du die abgeschnittene und Gott geweihte Haare dieser unglücklichen Jungfrau, als ein Pfand eurer Liebe. Dann folgst du ihr nach einer andern Kirche, an dem Orte wo der Engel den Hirten erschienen ist, und gelobst ihr da nochmals deine Liebe. Mehr sage ich nicht, als wie du sie in dieser heiligen Höhle geküßt und gedrückt hast. Alles übrige kann man zwar von dir glauben; aber die Ehrerbietung für die Krippe und das Feld der Hirten erlaubt mir doch nicht zu denken, daß du anders gesündigt habest, als

im Geiste und mit dem Willen. Elender, als du da auf dem Geburtsplatz unsers Erlösers mit deiner Nonne standest, wurdest du nicht mit sehenden Augen blind; ward deine Zunge nicht lahm; sind deine Arme nicht gesunken; hat deine Brust nicht gebebt, dein Gang nicht gewankt? Und diese Nonne, diese gottgeweihte Jungfrau, die ihre Gelübde in der Peterskirche zu Rom abgelegt, und in drey Kirchen zu Jerusalem nochmals vor den Altären schwur, sie wolle Gott allein lieben, wolle ihr Leben ganz dem Kloster weihen, darf dir ihre Christo geheiligten Haare schenken, zum Beweise, daß sie dein seyn wolle; und du darfst sie annehmen! Vom Abend bis zum Morgen sitzest du dann noch unter ihrem Fenster, und weil ihr wegen der Höhe nicht aneinander kommen könnet, muß eine Schnur behülflich seyn ihr Briefe zu schicken und Briefe von ihr zu erhalten. Die Sonne gieng dir da immer gegen deinen Willen auf, indeß da wir glaubten du sitzest in deiner Celle und wachest und betest, und seyst von frommen Uebungen so blaß. Nun war die Leiter

schon

schon fertig, auf der die Unselige zu dir herunter steigen sollte, eure Reise war eingerichtet, ein Schiff bestellt, der Tag angesetzt, der Flucht nachgedacht, und siehe, durch einen Engel des Herrn wirst du ertappt. Beflecket haben sich meine Augen, fluchwürdig war der Tag, an welchem ich deine Liebesbriefe, die ich vorerst noch zurückhalte, mit Bestürzung las. Welche Fülle von Unzucht und Schande sah ich da? Welches Liebkosen? Welches Frohlocken über den zugesagten Beyschlaf?

Hieronymus bestrafte lasterhafte Mönche, und erweckte gläubige Gemüther zum hohen gottgeweihten Mönchsstand mit gleichem Feuer. Schon aus seiner Syrischen Einsamkeit hatte er in frühen Jahren an seinen Freund Heliodorus geschrieben, um ihn, da er auf diesem geistlichen Ritterzug von ihm gewichen war, wieder in seine Gesellschaft zu locken: sollte gleich dein kleiner Schwestersohn von deinem Halse herabhängen; deine Mutter mit fliegenden Haaren und in zerrissenen

Kleidern, dir die Brüste zeigen mit welchen sie dich genähret hat; dein Vater auf der Schwelle deines Hauses liegen, so trete du auf deinen Vater, und fleuch mit trockenen Augen zu der Fahne des Kreutzes!

Grausamkeit, sagt Hieronymus, ist hier die einzige Frömmigkeit. Die Liebe Gottes und die Furcht der Hölle vernichten alle häuslichen Bande; wer seine Eltern mehr liebt als Christum, verliert seine Seele. Was machst du unter dem Haufen, da du allein seyn solltest? Du befindest dich in einer gefährlichen Meeresstille. Du hast versprochen vollkommen zu werden, hast den Soldatenstand verlassen, hast dich des Himmelreiches wegen entmannt; nun bleibt dir nichts als Christus. Darum packe dich weg aus der Welt, denn du bist grösser als die Welt. Kein Mönch wird in seinem Vaterlande vollkommen; er ist daselbst nicht geehret, sondern wird vielmehr verachtet; er leidet, wird darüber unwillig, und genießt folglich keine Ruhe. Mit diesen und

vielen

vielen andern Gründen suchet Hieronymus den Heliodorus zu sich in die Wüste zu ziehen und in die Einsamkeit, deren Reitze er ihm schildert, und auf die er ihm überall Blumen wirft.

Mancherley Mönchsregeln ertheilet Hieronymus, in einem andern Schreiben, dem Gallischen Mönch Rusticus. Er warnt ihn vor dem Umgang mit Weibern, und nimmt nur seine Mutter aus. Er zeigt wie schlimme Folgen das oft habe, wenn sich die Damen (*) geistliche Söhne wählen, oder wenn Mönche gemeinschaftlich mit Weibern leben in dunkler Kleidung und langem Barte. Er verlangt, Rusticus soll sich losmachen von allen häuslichen Sorgen, und an nichts denken als an seine Seele; seine schmutzigen Kleider sollen die Reinheit seines Geistes zeigen, und sein elender Rock seine Weltverachtung. Er soll keine

(*) Das Verhältniß der Damen jener Zeit mit ihren geistlichen Söhnen war eben so, wie das Verhältnis zwischen Mamma von Warens und ihrem geistlichen Sohn Johann Jacob Rousseau.

Bäder gebrauchen. Hieronymus mußte seltsame Erfahrungen über die Bäder haben, und ich verstehe ihn vielleicht über diesen Punkt.

Dann sagt Hieronymus unübertreflich, und mit einer Wahrheitsliebe, die mich entzücket: Es sey besser, daß Rusticus in Gesellschaft mit andern Menschen lebe, als ganz alleine; in der Einsamkeit könne sich der Stolz geschwind einschleichen; denn der Mönch, der ein wenig gefastet habe und keinen Menschen sehe, halte sich für einen Mann von Wichtigkeit. Er vergesse sich und seinen Ursprung, schweife inwendig mit dem Herzen herum und auswendig mit der Zunge. Er richte gegen den Willen des Apostels fremde Knechte. Er strecke seine Hand aus zum Dienste seiner Freßbegierde; schlafe nach Belieben; fürchte niemand; thue alles was ihm gefällt; achte alle Menschen für niedriger als sich; sey weniger in seiner Celle, als in den Städten; stelle sich schamhaftig unter den Brüdern, und erhalte Rippenstöße auf den Strassen im Menschengewühl.

Und

Und solche Mönche, oder eigentlich solche Anachoreten, setzet der liberale Hieronymus hinzu, erdichten dann abentheuerliche Geschichten von Teufeln, mit denen sie gefochten haben, damit sie bewundert werden vom Pöbel, und daraus einen Gewinnst ziehen von Unerfahrnen.

Hieronymus erzählet in diesem Briefe an den Rusticus auch eine Geschichte, die für Seelenärzte interessant seyn mag, die es aber auch wahrlich für mich war, da ich zuweilen wegen solcher Uebel befragt werde. Ein junger Mönch in Egypten ward von unzüchtigen Gedanken unaufhörlich geplagt. Der Abt, unter dem er stand, befahl einem ernsthaften Manne, ihn mit Zank und Schimpfreden anzugreifen; hierauf aber über ihn sich zu beklagen. Es wurden Zeugen aufgestellt, die wider den Jüngling sprachen, der sich gegen ein so gehäuftes Unrecht vergebens zu vertheidigen suchte. Nur der Abt nahm sich seiner etwas an, damit er nicht vor Betrübniß vergehe. Ueber dieser Beängstigung verfloß ein ganzes Jahr; und

nun fragte ihn der Abt, ob ihn jene Gedanken noch beunruhigen? Wie könnte ich, antwortete der Mönch, unzüchtige Triebe empfinden, da man mich kaum leben läßt.

Solche Auszüge aus den Briefen des Hieronymus zeigen hinreichend was für ein Mann er war. Reflexionen über sein Leben, seinen Charakter und seine Sittenlehre mache nun jeder wie er will. Mir ist es genug daß ich den grossen Mann gemahlt habe wie ich glaube daß man grosse Männer mahlen soll; es wird mich freuen, wenn Kenner finden, das Bild sey ähnlich.

Alles was Hieronymus erzählte, sagte, lehrte und that, gieng überall von Mund zu Mund, und war von erstaunender Wirkung für das Mönchswesen. Seine Regeln und Aussprüche wurden Glaubensartikel für die ganze Catholische Kirche. Auf sein Leben verwiesen alle Mönchsvorsteher. Sein Beyspiel gab seinem Unterricht gewaltigen Nachdruck, und seine feuervolle Beredsam-

redsamkeit erregte allenthalben schwärmerische Seelen zum höchsten Enthusiasmus für die unsinnige Philosophie der Möncherey. Er billigte, rieth, und betrieb mehr als kein anderer den Seelenmord, der die heiligsten Bande der Natur zerhieb, die edelsten Gemüther in Wüsten zog, und Mädchen, welche die schönsten Kinder gebohren hätten, aus der Welt wegstäupte in schauderichte Klöster.

Solche Kraft des Beyspiels, solcher Zauber der Beredsamkeit auf der Kanzel, in Briefen und Schriften, die man in der halben Welt las, machten im vierten und fünften Jahrhundert den Zug zum Mönchsstand unwiderstehlich. Aber auch jede Art von Ehrgeitz half zu seinem Fortgang; denn aus Ehrgeitz griff man itzt nach Kutten wie nach Kronen.

Bischöffe wählte man schon im vierten Jahrhundert aus dem Mönchsstande. Die strengen Mönche waren zwar damit unzufrieden; Pachomius erlaubte keinem seiner Mönche daß man

ihn zum Geistlichen weihe. Man wollte, daß ein Mönch Bischöffe eben so sehr fliehe als Weiber, weil die Bekanntschaft mit beyden ihm nicht verstatte, ruhig in seiner Celle zu sitzen. Aber das ehrgeizige Bestreben und die Sehnsucht nach dem geistlichen Stande und desselben Würden, ward dessen ungeachtet bald bey allen Mönchen allgemein. Der elendeste Hallunke übte sich in jeder Mönchstugend, und log unzählige Wunder her, in der Hofnung, das mache ihn einst zu einem Heiligen und zu einem Bischof.

Als sodann noch einige der berühmtesten Lehrer der Kirche, wie man gesehen hat, aus dem Mönchsstande hervortraten, verlangte man aus manchen Mönchswohnungen und manchen wegen ihrer Stifter und der Strenge ihrer Lebensart berühmten Klöstern, von allen Seiten Bischöffe und Geistliche. Ganze umliegende Länder wurden mit diesen Heiligen besetzt, die dann aber auch oft, wie sogar Chrysostomus gesteht, nichts für die Menschen waren, und nichts mehr für sich selbst.

Ein

Ein grosser deutscher Kirchenschriftsteller macht dabey die scharfsinnige Anmerkung: solche Bischöffe haben in dem engen Kreise ihrer Cellen nicht gelernt, geistliche Aemter unter Menschen zu führen, da sie den Menschen nicht kannten. Die Härte, die sie an sich selbst ausgeübet, machte sie gegen die Fehler ihrer Gemeinden unerbittlich; sie unternahmen nichts mit Klugheit, und verdarben immer alles durch Hitze und Gewalt. Auch die ansteckenden Grundsätze ihrer schwärmerischen Frömmigkeit verbreiteten sich dadurch weit schneller unter dem Volke; und der dumme Aberglaube, den sie aus ihren Cellen mitbrachten, ward der allgemeine Glaube der Christenheit.

Durch so mancherley Beweggründe und Triebfedern wuchs der Geist der Möncherey in den Morgenländern, und immer zuerst in dem melankolischen und abergläubischen Egypten, wo man beynahe so viele Mönche in den Wüsten sah als Menschen in den Städten. Fünftausend Mönche lebten schon frühe in dem Nitrischen Gebürge.

Im

Im vierten Jahrhundert stieg die Anzahl der in grossen Klöstern wohnenden Mönche und Nonnen in Egypten auf mehr als sechs und neunzig tausend. Unzählbar waren die Mönche in kleinern Mönchswohnungen, und die Einsiedler. Auch in den Städten Egyptens waren die Mönche häufig. Die Thebaische Stadt Oxyrinthus enthielt zweytausend dieser heiligen Männer, und zwanzig tausend heilige Jungfrauen. Die Anzahl der heiligen Gebäude war grösser als die Anzahl der Häuser. Auf jedem Thore, auf jedem Thurme, in jedem Winkel von Oxyrinthus huckte ein Mönch.

Der schwarze unversöhnliche Geist des Aberglaubens, sagt Herr Gibbon, ein grosser Engländischer Geschichtschreiber und nach meinem Gefühle unter allen itzigen Schriftstellern in Europa das größte Muster für Styl und Sprache und Geschmack, verwies alle diese Unglücklichen aus dem geselligen Leben ins Elend. Millionen Menschen von beyderley Geschlecht, von jedem Alter, und von jedem Stande unterstützten durch ihr Beyspiel

den

den gemeinschaftlichen Muth. Alle diese Ueberläufer setzten kaum den Fuß in ihre Höhlen und Cellen, so wähnten sie, nun wandeln wir auf dem gähen und dornichten Fußsteig zur ewigen Glückseligkeit. Die Vornehmen, die Soldaten, die Kaufleute, vereinigten ihren brennenden Eifer und ihren gläubigen Gehorsam mit der Ausübung ihrer gesellschaftlichen Pflichten, mit der Sorge für ihre zeitliche Wohlfart, und mit der Nachsicht für ihre Leidenschaften. Aber das Volk der Asceten die das Evangelium nach dem strengsten Sinne befolgten und misbrauchten, überliessen sich ganz einem wilden Enthusiasmus, der den Menschen als Verbrecher darstellte und Gott als einen Tyrann.

Allen Geschäften und Vergnügungen entsagten sie mit Ernst. Sie schwuren den Gebrauch des Weins ab, sie assen kein Fleisch, sie berührten kein Weib. Sie züchtigten ihren Leib, widerstanden ihren natürlichsten Neigungen, und ergriffen ein elendes Leben um ewige Herrlichkeit. Unter

der

der Regierung des Kaisers Constantinus flohen die Asceten aus einer ruchlosen und verdorbenen Welt zu immerwährender Einsamkeit und religiöser Verbindung. Gleich den ersten Christen von Jerusalem entsagten sie dem Genusse oder dem Besitze ihrer zeitlichen Güter, errichteten unter sich Gesellschaften von gleichem Geschlechte und gleichem Gemüthshang; und gaben sich, nach der Verschiedenheit der wahren oder erkünstelten Wüsteneyen, die sie bewohnten, die Namen von Eremiten, Mönchen und Anachoreten. Auch erwarben sie sich bald die Hochachtung der Welt, die sie verachteten. Der lauteste Beyfall erscholl dieser göttlichen Philosophie, die ohne Wissenschaft und Vernunft die arbeitsamen Tugenden der Griechischen Schulen so mächtig übertraf. Mönche konnten allerdings um den Vorzug streiten mit den Stoischen Philosophen, durch ihre Verachtung für Reichthum, Schmerz und Tod; das Stillschweigen und die Zucht der Pythagoräer lebte in der klösterlichen Knechtschaft auf; so schnöde als die Cyniker, verachteten sie Sittlichkeit und Wohlstand.

stand. Aber ihre göttliche Philosophie hieß noch nach weit höherer Reinheit und mehr auffallender Vollkommenheit streben. Sie traten in die Fußstapfen der Propheten in der Wüste; und sie haben das fromme und spekulative Leben wieder hergestellt, das die Essäer in Palästina und Egypten trieben. Mit Erstaunen beschaute das philosophische Aug des Plinius ein einsiedlerisches Volk, das nah an dem todten Meere unter Palmbäumen wohnte, ohne Geld lebte, ohne Weiber sich fortpflanzte, und dem Abscheu gegen die Menschheit und Busse immerwährende Rekruten zuführte.

Die allervollkommensten Weltüberwinder lebten, wie man glaubt, viele Tage ohne Speise, manche Nacht ohne Schlaf, und manches Jahr ohne ein Wort zu sprechen. Groß und erhaben war der Mensch, aber man misbraucht diesen Namen, wenn man solche Geschöpfe Menschen nennt, sagt Herr Gibbon, der sich eine Celle oder irgend einen Sitz ausdachte, wo er in der allergrößten

Unbequemlichkeit alles mögliche von Witterung und Jahrszeit litt.

Eine Luftbusse, die über alles geht, was der Geist der Möncherey jemals Ausschweifendes erdachte, verewigt den Namen des Simeon Stylites im Buche solcher Unsterblichkeit. Als ein Schäferjunge von dreyzehn Jahren verließ dieser Syrische Weltüberwinder seine Heerde, und begab sich in ein strenges Kloster. Nach einem langen und peinlichen Noviziate, worinn Simeon öfters von frommem Selbstmord mußte gerettet werden, wählte er sich endlich seine Residenz auf einem Berge, nicht weit von Antiochien. Innerhalb eines Kreises von Steinen schleppte er sich an einer schweren Kette, stieg auf eine Säule, die er allmählig von neun Fuß zu funfzig über die Erde erhub (*). Auf dieser letzten und stolzen Höhe

(*) Theodoretus sagt ausdrücklich: Simeon der Säulenheilige habe solchergestalt, von Zeit zu Zeit, dem

Höhe hielt der Syrer die Hitze von dreyssig Sommern aus, und eben so viele Winter. Gewohnheit und Uebung lehrten ihn, sich in dieser gefährlichen Stellung ohne Furcht oder Schwindel erhalten, und machten ihn allmählig geschickt zu verschiedenen Gebehrdungen der Andacht. Bald betete er aufrecht, mit seitwerts ausgestreckten

dem Himmel näher kommen wollen. Aber mir deucht, die Begierde, bewundert zu seyn, habe diesen Wahnwitzigen nur allzusehr zur Erde gezogen. Christen aus allen Gegenden kamen Ihn zu sehen, sich seinem Gebete zu empfehlen, und Proben der wunderthätigen Kräfte, die ein dummer Aberglaube ihm zuschrieb, zu erfahren. Man brachte ihm unheilbare Kranke zu heilen, und Eheleute wollten durch seine Fürbitte Kinder erlangen. Als die heidnischen Bewohner des Berges Libanon ihn um Hülfe gegen die wilden Thiere baten, gab Simeon ihnen zur Antwort: dagegen sey kein ander Mittel, als daß sie die christliche Religion annehmen. Das thaten die Leute vom Libanon; und von dieser Zeit an verlohren sich die wilden Thiere, wie man sagt.

Armen in der Figur eines Kreutzes; aber noch viel lieber bog er sein elendes Skelett mit der Stirne zu den Füssen; und ein neugieriger Zuschauer, der gesehen hatte, daß er zwölfhundert und vier und vierzig Reverenzen dieser Art nach einander machen konnte, hörte auf zu zählen. Dieses himmlische Leben ward durch ein Geschwür im Schenkel vielleicht verkürzt aber nicht gestört. Den geduldigen Simeon kümmerte dieses Geschwür nicht; er starb auf seiner Säule.

So vollkommen stimmt diese Vorstellungsart des Brittischen Weisen mit meiner Meynung von dem eigentlichen Werth der Egyptischen und Orientalischen Einsamen aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche überein. Aber auch unzählige aus den ersten Quellen der alten und aus den bewährtesten Schriftstellern der neuern Zeit geschöpfte Thatsachen beweisen eben das, und werden meinen Gegner in dem zweiten Theile dieser Schrift niederschlagen. Alle Bewunderer der Thorheiten der christlichen Einsamen von Afrika

und

und Asien werden anitzt schon errörhen, wenn ich ihnen zeige, daß auch die Tugend der heidnischen Weltüberwinder der ältern und neuern Zeit in Asien eben so lebhaft und gleissend war und ist; und nicht weniger probhältig, fest und ausdaurend ihre Neigung zur Einsamkeit und zu einem ganz ausgesonderten und die Welt von sich stossenden Leben.

Die Brachmanen oder Gymnosophisten sind die ältesten bekannten Einsamen von Indien. Sie scheuten zwar die Sünde der Verehlichung nicht, aber dann widmete auch gleich der Vater seinen Sohn schon in der ersten Jugend einem spekulativen Leben. Eigene Lehrer gaben dem Jüngling Unterricht in der Kunst, die Einsamkeit durch Studiren auszuhalten, und leben zu können, ohne zu sprechen. Mit dem sechs und zwanzigsten Jahre endigte sich sein Noviziat. Nun dachten sie weder an Aemter noch Geschäfte, und lebten auf einem Berge oder an den stillen Ufern eines Flusses, in der Betrachtung philosophischer Wahr-

heiten, in der Enthaltsamkeit von Fleischspeisen, und in der äussersten Reinlichkeit.

Solche Philosophen sind die neuern Einsamen von Indien nicht. Alle bilden sich nach einem närrischen Kerl, der viel Aehnlichkeit mit dem heiligen Antonius und noch mehr Aehnlichkeit mit unsern Mystikern hat, dem Vichnou der Siameser, dem Badhum der Cingalesen, dem Xaka Sacka oder Siacka der Chineser oder Japaneser, oder wie man ihn insgemein nennt, dem Fo, Foe oder Fotoque, das ist, dem Götzen. Dieser Götze, oder eigentlich dieser Gesetzgeber, verließ in seinem neunzehnten Jahre seinen Pallast, seine Frau und seinen Sohn, um unter der Aufsicht eines Einsiedlers zu spekuliren. Er entzog sich den sichtbaren Dingen, damit er die unsichtbaren sehe. Nach der Meynung der Indianer verschwindet die Sinnlichkeit, wenn man die Beine übereinander legt, die Hände vor die Brust hält, und die Spitzen der Daumen aneinander. In dieser ascetischen Stellung fand Fo die tiefen Geheim-

nisse seiner Religion, die Kunst, nichts zu empfinden, um desto lebhafter zu phantasiren. Nun trat Er aus seiner Einsamkeit hervor, und ließ sein Licht leuchten vor den Leuten. Er erwarb sich bald ein Gefolge von unzählbaren Jüngern, die Indien mit seinen Lügen erfüllten. Die Pendets, oder Doctoren von Indoustan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzier von China glauben an niemand als an ihn. Die Religion des Fo ist die herrschende Religion in Ostindien, und das Buch, worinn man seine Religionsvorträge nach seinem Tode für alle Völker Asiens zusammenzog, heißt Fokekio; oder seiner Vortreflichkeit wegen auch nur Kio, das Buch, das Buch aller Bücher, die Bibel.

Zu den Jüngern des Fo schlugen sich die Abkömmlinge der alten Gymnosophisten. Mannigfaltige Sekten entstanden auch, und zankten sich immer, und verstanden sich nie; denn alle hielten das Unbegreifliche für heilig, alle trugen verschie-

dene Livereyen, und machten alles toller, je mehr sie zankten.

Eine dieser Sekten besteht aus öffentlichen Heuchlern und schamlosen Wollüstlingen; sie heissen Gioghis. Nach der Regel sollen sie die Welt fliehen, ein einsiedlerisches oder doch unstätes und wanderndes Leben führen, ungekleidet gehen, und dabey immer versenket seyn in tiefen Betrachtungen. Sie sollen sich auf alle nur ersinnliche Weise martern und quälen, nicht in der Meynung, daß sich der Schöpfer der Leiden der Creatur freue, sondern um zu zeigen, wie sehr ihre tiefen Betrachtungen über die Gottheit sie dem Zwang der Sinne entreisse, und gefühllos mache gegen alle Leiden der Zeit. Zum Beweise dieser völligen Entkörperung ihres Geistes, wollen die Gioghis nicht nur unempfindlich gegen den Schmerz scheinen, sondern was noch mehr sagt, gefühllos für die Wollust. Nackt auf einen Säulenfuß stellen sich darum diese Heiligen an den Teichen, wo die Indianerinnen ihre gottesdienstlichen Abwaschungen

schungen verrichten. Die nackten Weiber bringen in der Reihe diesen nackten Heiligen Gruß und Anbetung, indeß da diese auf eine fürchterliche Weise ihre Augen verdrehen, und nicht die allergeringste sichtbare Spur von Empfindsamkeit äussern. Gleichwol sagen die Indianerinnen, diese Anbetungen seyen sehr befruchtend.

Santons oder Fakirs, das ist, Leute, die der Welt entsagen, hat Indien in grosser Menge, und von allen Farben. Die Anzahl der Muhammedanischen Fakire von Indien wird auf achthunderttausend angegeben, und die Anzahl der heidnischen auf zwölfhunderttausend. Viele wohnen in einer Art von Klöstern, haben ihren Vorsteher, und schwören, eben wie unsere Klosterleute, die Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit, und halten sie auch wie sie. Diese Indianischen Mönche nennt man Janguis, oder mit Gott Verbundene. Sie sitzen Tag und Nacht an ihren Teichen, oder in den Gallerien ihrer Tempel, in der Asche. Andere lassen ihre Haare in

Zöpfen bis an die Waden herunter hängen, strekken einen oder auch wol beyde Arme unabläſſig über ihren Köpfen in die Höhe; ihre eines halben Fingers lange Nägel ſind ebenfalls in Zöpfe geflochten, und ihre Arme ſind entfleiſcht und ausgedörrt. Proceſſionen bettelnder Fakirs ſieht man oft. Alle gehen nackt; einige ſind mit Keulen bewafnet, andere zieren ihre Schultern mit gedörrten Tygerhäuten. So wandern ſie durch Städte und Dörfer bis alles Volk zuſammenläuft. Einige machen die wunderbarſten Sprünge, andere erfüllen die Luft mit ihrem Geſchrey, andere geben ſich Convulſionen. Dieß alles geſchieht bey Tage. Gegen die Nacht nimmt jeder von dieſen Bettelmönchen das erſte Weib zu ſich, das er findet, um alles Ungemach dieſer Zeitlichkeit mit ihr zu vergeſſen; oder er geht auch in ein zu ſolchen Abſichten beſtimmtes Haus. Die Begierde, ſich nackt auf den Straſſen zu zeigen, iſt bey dieſem heiligen und geilen Lumpengeſindel ſo groß, daß ſie lieber dem Leben entſagen als dieſer Begierde. Bernier ſah in Dehli einen Fakir,

dem

dem Aurengzeb bey Todesstrafe verboten hatte, sich nackt auf den Strasen zu zeigen; der Fakir lustwandelte wie vorher, und ließ sich dafür den Hals abschneiden.

Ganz Ostindien und Persien wimmelt von Mönchen jeder Art und Gattung. Corea ist von Klöstern und Tempeln voll. In einigen wohnen oft bis sechshundert Mönche; sie stehen unter der Gerichtsbarkeit einer Stadt, und einige Städte dulden in ihren Mauren viertausend solcher Müssiggänger. Sie haben alle ihre eigenen Abtheilungen oder Congregationen. Der älteste Mönch ist immer Prior der übrigen. Hat ein Mönch etwas verschuldet, so verordnet ihm der Prior aus der Hand der übrigen Brüder zwanzig bis dreissig Hiebe auf den Hintern. In allen diesen Klöstern herrscht stolze und grausame Macht bey den Befehlenden, und bey den Gehorchenden eine traurige und schmerzhafte Niedergeschlagenheit. Darum werden auch diese Mönche verachtet, weil man sie für einen elenden Trupp von Sklaven hält;

hält; ihre Vorsteher haben hingegen, wenn sie gelehrt sind, den Rang der Grossen im Lande, und man nennt sie Mönche des Königs.

Die Santons sind in Pegu eine Art von Anachoreten. Allmosen verlangen sie nie, sollten sie auch deswegen verhungern, denn man befriedigt zum voraus alle ihre Wünsche. Wer ihnen beichtet, wird nie bestraft, so groß auch seine Missethaten sind. Diese Santons wohnen in hohlen Bäumen, und nach dem Tode erzeigt man ihnen göttliche Ehren.

Obereit, der abergläubische Bewunderer der Egyptischen Anachoreten, wird ohne Verdrehung seiner Augen und ohne Neid die Beobachtungen nicht lesen, die uns ein vortreflicher und ganz neuer Französischer Reisebeschreiber, Herr Sonnerat, über die Heiligen von Indien mittheilt. Indianische Büssende, sagt dieser Augenzeuge, verlassen ihre Güter und ihre Familien für ein elendes Leben. Sie dürfen nichts von Hausrath

haben

haben als einen Lingam (*), den sie in einem fort anbeten, und ein Tygerfell, worauf sie schlafen. Sie kehren gegen sich selbst alle Eingebungen ihrer fanatischen Wuth. Einige zerfleischen sich durch Peitschenhiebe, oder heften sich für ihr ganzes Leben mit Ketten an den Fuß eines Baumes. Andere zwingen für ihr Lebenlang ihren Körper in eine beschwerliche Stellung; lassen sich ihre Nägel durch immer geschlossene Fäuste wachsen; halten immer ihre Hände kreuzweise vor die Brust, oder ausgestreckt über ihre Köpfe, und lassen sich durch ihre Lehrjünger füttern. Viele vergraben sich in die Erde, und hohlen Luft durch eine kleine Oefnung; andere begnügen sich, nur bis an den Hals sich einzugraben. Einige thun ein Gelübd, sie wollen immer stehen, sie lehnen sich, wenn der Schlaf kommt, an eine Mauer

(*) Lingam ist bey den Indianern eben das, was die bey den Egyptern, Israeliten, Moabitern, Madianiten, Griechen und Römern angebetete Figur des Phallus und des Priapus.

Mauer oder an einen Baum, und hängen, damit es ihnen unmöglich werde sich niederzulassen, ihren Kopf in eine Art von Gitter. Andere stehen viele Stunden hindurch auf einem Bein, und sehen mit unverwandten Augen in die Sonne. Andere halten ebenfalls einen Fuß in die Höhe, stehen mit dem andern auf der grossen Zehe, halten dazu beyde Arme empor, und betrachten die Sonne, mit unbeweglichen Augen, zwischen vier Gefässen voll Feuer. Andere erscheinen nackt vor dem Volke, um öffentlich zu zeigen, sie haben allen Leidenschaften entsagt, und sie leben seit ihrer Rückkehr zu Gott im Stande der Unschuld; der Pöbel hält sie für Heilige, und glaubt alle ihre Gebete werden erhöret; jeder bestrebt sich, ihnen Essen zu bringen, ihnen die Bissen, weil sie sich des Gebrauchs ihrer Hände berauben, in den Mund zu legen, und sie zu waschen. Sonnerat erzählet ebenfalls, was ich schon aus andern Quellen von den Gioghis angeführt habe, daß die Indianischen Weiber die Zeugungstheile dieser Heiligen küssen und anbeten, indeß da

diese

diese ihren mystischen Betrachtungen nachhängen (*).

Alle diese Thoren leitet, eben wie die bußfertigen Einsiedler von Egypten und die Säulenheiligen von Syrien, nichts als eiteler Stolz und die Sucht sich anbethen zu lassen. Alle Menschen, die nicht ihres Standes sind, verachten sie, ob sie gleich die Verehrung aller Menschen suchen. Alles was nicht ihres Ordens ist, nennen sie profan; und alles was sie angeht, umhüllen sie mit Mysterien.

Die

(*) Und diese Indianischen Heiligen betragen sich, bey dieser sonderbaren Anbetung, eben so erbaulich, als die Egyptischen Anachoreten von denen ich gesagt habe, daß sie sich mit nackten Weibern badeten. Car si le peuple, sagt Sonnerat, qui vient leur faire ses adorations, s'appercevoit qu'ils eprouvassent le moindre mouvement de la chair, il les regarderoit comme infames, & finiroit par les lapider.

Die sublimste und auf alle nur erdenkliche Religionen passende und mit allen gleich verwandte Mystik, diese erhabenste von allen Windbeuteleyen, ist die Grundlage der Lehre der Sophis von Persien, dieser Abkömmlinge der alten Magier. In allen ihren Schriften betreiben sie die innigste Vereinbarung mit Gott, und die vollkommenste Entkörperung ihrer Seele; und die Kernprobe dieser Vereinbarung ist, nach der Erfahrungstheologie der Sophis, eben die Wollust, die ein von Hitze Stickender hat, wenn ihn ein sanfter Wind umsäuselt.

Alle Einsamkeitsschwärmer in allen Religionen sind sich also gleich. Alle machen sich die Einsamkeit lästig, und alle suchen dadurch Seligkeit im Himmel, Vereinbarung mit Gott, und Anbetung auf Erden. Alle drehen sich um einen gemeinschaftlichen Thorheitspunkt.

Diese ganze Geschichte des Triebes zur Einsamkeit in warmen Ländern hat etwas Zusammen-

mentre fendes bey Heiden und Juden, Muhammedanern und Christen. Luft und Boden, und was man das Temperament eines Volks nennt, hatten also doch wol einigen Einfluß auf den wunderbaren Schwung, den die christliche Religion in Afrika und Asien nahm, und auf alle Thorheiten, in die sie dort ausgeartet ist. Vielleicht läßt sich auch daher der gemeinschaftliche Trieb zur Einsamkeit unter so ganz verschiedenen Religionsverwandten dieser Welttheile erklären und begreifen.

Zuerst ist die natürliche Beschaffenheit von Egypten zu erwägen, weil dieses Land in allen Zeiten die Herberge so vieler Einsamen war, und weil also wirklich einige allgemeine Ursachen vorhanden seyn müssen, welche die Bewohner dieses Landes geneigter zur Einsamkeit machen.

Egypten ist eines der heissesten Länder in der Welt. Mit dem Januar kommt der Frühling, und im Februar ist er schon zum Ende. Die

Sommerhitze währt bis in den August. Im May sind schon die Trauben reif. Der ungemein gelinde Winter dauert vom November bis in den December. Schon im März und nachgehends im April und May wehen in Egypten insgemein so unerträglich heisse Mittagswinde, daß man denken sollte, sie kommen aus einem brennenden Ofen. Auch könnte kein Mensch gegen diese Hitze ausdauren, ohne die bald darauf folgende Erfrischung der Luft, durch kühlere Winde und die Ueberschwemmungen des Nils. Ganz Egypten ist mit Ausnahme der Seeküsten dürr und sandigt. In dem mittlern und obern Theil regnet es beynahe nie; oder der Regen bedeutet höchstens so viel als bey uns der Thau. Der Himmel ist daher ungemein helle. Reisende, die vier bis fünf Jahre in Egypten zugebracht haben, sahen den Himmel bey Tage niemals trübe und bey der der Nacht immer sternenklar.

Träge und unthätig wird bekanntlich der Mensch überall bey übermäßiger Hitze. Darum

sagen

sagen die Italiäner, das köstliche Nichtsthun (il delicioso far niente) sey die Erste Glückseligkeit in einem heissen Lande. Darum haben die Türken nicht die geringste Neugier, und unsere Quietisten lieben nicht mehr als sie die Ruhe. Darum kennen die Egypter, wie die Syrer und alle Morgenländer, die zur Lust vorgenommene Bewegung nicht; in unsern Zeiten ist Tabakrauchen, Kaffeetrinken und Müssiggehen ihr einziges Geschäft. Aus dieser Trägheit und Unwirksamkeit entstehet also natürlicher Weise auch in der wärmsten Seele, die nun eben durch keine Veranlassung zu ausserordentlicher Thätigkeit angeflammt wird, der Trieb zu einem müssigen Leben und zur Einsamkeit.

Trübsinnig und zur Melankolie geneigt waren die Egypter nach allen Nachrichten, die man von ihnen aus alten und neuen Zeiten hat. In ihrem Charakter vereinigen sich alle Merkmale des Temperaments, das die Alten das melankolische nannten, und dessen Ursache sie in einem Ueberfluß

von schwarzer Galle suchten; ob uns gleich anitzt ein Grundkenner ihres Temperaments, der Chirurg Obereit, versichern will, die Egyptischen Einsamen, also eine sehr zahlreiche Menge von Egyptern, haben gar keine schwarze Galle und keine Melankolie nie gehabt.

Dem Temperament der Gesunden muß man allerdings nicht zuschreiben, was wahre Krankheit ist; man muß auch nicht auf Krankheit geben was der Egyptische Einsame dachte und that, wenn er gesund war und aller seiner Sinne mächtig. Aber wenn man sieht, was Melankolie wirket und ist, und was der morgenländische Melankoliker thut und liebt, und was Egyptische Melankoliker in allen Zeiten gewesen sind, so entstehet, auch ohne weitere Untersuchung, der Verdacht, die Egyptischen Einsamen haben in ihren Cellen und Höhlen nicht ganz so froh gelebt, wie die Flamendischen Bauern in ihren Wirthshäusern.

Aretäus, der Cappadocier, bekanntlich der gröſste aller morgenländischen Aerzte, hat uns ein Gemählde der Melankolie hinterlassen, das mit den neuern Beobachtungen des Prosper Alpinus, eines sehr grossen Italiänischen Arztes verbunden, die deutlichsten Begriffe von Egyptischer Melankolie und Egyptischen Melankolikern giebt. Die Melankoliker, sagt Aretäus, sind hartleibig; was von ihnen abgeht, ist wenig, trocken, rund, und mit schwarzer Galle gefärbt. Ihr Antlitz ist garstig, und schwarzgelb. Einige unter ihnen sind sehr auffahrend, traurig, und äusserst kleinmüthig. Sie denken sehr angsthaft immer auf eine einzige Sache; vermaledeyen den Umgang; fliehen in die Einsamkeit; werden abergläubisch; hassen das Licht, und das Leben. Läſst ihre Angst zuweilen nach, so werden sie heiter und lustig; zuweilen auch toll, aber die Weiber (*) toller als die Männer. Anfangs sieht man sie nur stille, ruhig, traurig, träge, zornig, und von bösem

(*) Deterius mulieres furiis agitantur.

Willen. Sie wachen viel. Ihr Aufwachen ist schreckhaft, so wie ihre Träume lebhaft und gräulich. Sie zittern über manches in grausamer Furcht; begehren immer etwas mit Heftigkeit; fliehen endlich von den Menschen weg, aus Abscheu. Einige leben zuletzt wie wilde Thiere; alle verfluchen das Leben und wünschen den Tod.

Man sollte denken, Aretäus wäre der Leibarzt aller Egyptischen Anachoreten in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gewesen. Aber auch Prosper Alpinus fand in neuern Zeiten, bey einer fünfjährigen Ausübung der Arzneykunst in Egypten, eine unzählbare Menge solcher Melankoliker, wie uns die Geschichte die Egyptischen Einsiedler mahlt. Sie sehen, sagt Er, schwarz und unfläthig aus, und sind gleich den Mumien trokken und dürre. Ihr Hirn ist theils durch die übermäsige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichsam ausgebrannt; und sie sind überzeugt, daß sie ein heiliges und sündenfreyes Leben führen, weil

weil sie die Reichthümer, Lüste und Gemächlichkeiten der Welt verachten, und den Genuß ihrer Weiber fliehen.

Geschichte und Beobachtung scheint dann doch einige Beweiskraft für die Würkungen der Egyptischen Luft, des Egyptischen Bodens und Temperaments zu haben. Einerley Menschen wie jene Melankoliker des Aretäus und diese des Prosper Alpinus, werden doch wol wenigstens die Anachoreten gewesen seyn, die in den ersten christlichen Jahrhunderten so viele Proben ihres schrecklichen Trübsinns gaben; viele wenigstens von denen, die mit Haß und Grauen ihren unglücklichen Körper und alle irrdischen Freuden betrachteten; viele wenigstens von denen, die allem Umgang entsagten, um von der menschlichen Gesellschaft nicht angesteckt zu werden, die Städte verliessen, in Einöden, Klüfte, Cellen und Höhlen flohen, alle Bequemlichkeiten des Lebens, alle Gemeinschaft der Liebe und Pflege für sündlich hielten, und keine andere Menschenpflicht zu

kennen schienen als ein unerheitertes Daseyn. Einerley Ursachen darf man doch hier bey einerley Wirkungen vermuthen; und wahrscheinlich wird wol überhaupt kein Gottesgelehrter und kein Philosoph die Einwirkung der physischen Ursachen in den orientalischen Mönchsgeist miskennen, wenn sie auch etwa ein borstiger Schwärmer ableugnet.

Obereits hochgelobte Kraftdauer der Egyptischen Mönche und Anachoreten, kommt aber auch durch eine Stelle des Ammianus Marcellinus in ein vortrefliches Licht. Die Egypter, sagt dieser Geschichtschreiber, sind mehrentheils bräunliche, geschwärzte, hagere, dürre und zänkische Kerle, die bey jeder Gemüthsbewegung auffahren, und strenge unerbittliche Schinder. Sie würden sich schämen, wenn sie nicht eine Menge, wegen Ableugnung des Tributs, auf ihrem Körper erhaltene Spuren von Prügeln zeigen könnten. Keine Marter ist noch erdacht, die einen verstockten Egyptischen Straßenräuber, gegen seinen Willen bewo-

bewogen hätte zum Geständnis seines Verbrechens.

Kraft hatten also die Egypter; und eben darum waren sie so vorzüglich geschickt zur strengen Einsiedeley, und zu allen Kasteyungen des Mönchsstandes.

Muhammeds Clerisey hat anitzt noch in Egypten manche Aehnlichkeit mit jenem alten, bräunlichen, geschwärzten, hagern, dürren und zänkischen Mönchsschwarm aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit. Die gottesdienstlichen Personen unter den Türken in Egypten bestehen aus drey Classen. Die erste Classe bedient die Moscheen; die zweyte besteht aus Mönchen, die von der menschlichen Gesellschaft entfernt, in Klöstern wohnen; die dritte Classe theils aus abgeschiedenen in Einöden lebenden und dem Himmel ganz im Geiste dienenden Anachoreten, und theils aus wandernden Heiligen.

Derwischen nennt man die in Egyptischen Klöstern wohnende Muhammedanische Mönche. Ihr Leben ist ehlos; sie studiren die Weltweisheit und Gottesgelehrtheit, und lesen den ganzen Tag unter ihren Bäumen. Nahe bey Cairo fand einer unserer Reisenden in einem Kloster vierzig solcher Mönche, die er für Aerzte hätte halten sollen, denn sie waren alle verschiedener Meynung (*). Einige schienen Atheisten. Einige disputirten über die Sterblichkeit der Seele nach der Epikuräer Art;

(*) Man verzeihe mir dieses Wort, da ich mir auch dabey den Römischen Proconsul erinnere, der alle Philosophen von Athen zu sich kommen ließ, und ihnen von Amts wegen bedeutete: er habe mit grossem Unlieb vernommen, daß sie immer verschiedener Meynung seyen. Sie möchten sich also doch einmal vergleichen, und Er verspreche ihnen, zu diesem ersprießlichen Zweck, von Amts wegen, alle mögliche Handreichung. Die Philosophen verglichen sich auf der Stelle über einen Hauptpunkt, nämlich sie lachten alle einmüthig den Proconsul aus.

Art; einige verfochten die Unsterblichkeit; viele waren unserm Heiland weit geneigter als dem Muhammed.

Wandernde Heilige machten indeß die größte Anzahl der Muhammedanischen Religiosen von Egypten aus; und diese sind itzt dort die eigentlichen Muhammedanischen Weltüberwinder nach Obereits Sinn. Die Europäer nennen sie Santons; die Araber Siech, ein Wort, das einen Menschen bedeutet, der zur einen Hälfte ein Heiliger ist, und zur andern Hälfte ein Narr.

Nicht ganz nackt wie die Indianischen Fakire, aber doch mit dem beynahe unsichtbaren Nebel eines feinen Hemdes bekleidet, durchwandern diese Weltüberwinder die Städte, Flecken, und Dörfer. Allenthalben betragen sie sich zaumlos, und allenthalben ergeben sie sich bey dem Frauenzimmer ihren Lüsten. Brodt, gebratenes Fleisch, und andere Eßwaaren ergreifen sie nach Belieben; die Verkäufer danken dem Himmel für diese

Ehre,

Ehre, eben so wie das Egyptische Frauenzimmer für jene. Begegnen diese Weltüberwinder irgend einem Weibe auf der Strase, so nehmen sie dieselbe sanft und milde und höflich bey der Hand, und ergötzen sich dann, vor aller Menschen Augen, mit ihr nach cynischer Weise. Auch hierüber beklagen sich weder die Ehmänner, die ihre Weiber durch die Weltüberwinder öffentlich schänden sehen, noch die Anverwandten dieser Weiber, und am wenigsten die Weiber selbst. Man muß es dem Heiligen verzeihen, sagen sie, denn er ist unsinnig.

Böse Lüste haben also auch die türkischen Weltüberwinder in Egypten; und was ich von der Geilheit der christlichen Weltüberwinder aus der heiligen Anachoretenzeit im siebenten Capitel werde sagen müssen, zeigt, daß meine Vergleichungen zwischen den heutigen Egyptern und den Egyptern aus jener heiligen Zeit so unrichtig nicht sind, zumal, da ich meine Ideen nicht wie der Weltüberwinder Obereit aus romanhaften Sätzen,

Wahn

Wahn und Einbildung herhohle, sondern aus der Geschichte.

Sonnenhitze und das Temperament der morgenländischen Völker verschaften also wol auch den Lehren des Pythagoras und seiner Schüler allgemeinen Eingang. Darum fand der Grundsatz, daß man die Seele entkörpern müsse, um zu einem nähern Umgang mit der Gottheit zu gelangen, einen so unumschränkten Beyfall. Darum waren wol die Egyptischen und Morgenländischen Christen des zweiten Jahrhunderts, durch die Lehre der Pythagoräer und Platoniker von der Kunst über die Natur zu leben, so sehr bezaubert. Darum sind auch die Gesetze der Morgenländischen Kirche so viel härter gewesen, als die Gesetze der Abendländischen. Darum sind auch wol die thörichten Bussen der Indianer noch itzt eben so grausam, als vormals die Kreutzigungen des Fleisches unter den Christen, ihr ascetisches Leben, und ihre schrecklichen Entschlüsse zu ewiger Jungferschaft. Und vermuthlich waren auch darum

um die Asceten in diesen heissen Ländern so sehr auf das Entmannen erpicht, und daher die Christliche Kirche gezwungen zu einem positiven Gesetz gegen dieses allgemeine Abhacken eines brauchbaren Gliedes (*).

Sonnen=

(*) Dieses Gesetz war sehr natürlich; denn was Asceten abgehauen hatten, wuchs nie wieder. Wenigstens ist mir kein Exempel bekannt, daß in dieser Absicht ein Ascet so glücklich gewesen sey, als Pabst Leo der Grosse, der sich eben auch aus ascetischen Beweggründen, aber mit weit mehr Glück verstümmelt hat. Nach der damaligen Gewohnheit des fünften Jahrhunderts, ließ sich dieser Pabst am Osterfeste von einer schönen Frau die Hand küssen. Augenblicklich aber empfand der heilige Vater bey dem Kusse einen sündhaften Trieb, den er längst überwunden und erstickt glaubte. Dieß verdroß ihn; denn kaum war die Küsserey vorüber, so schnitt Leo, aus einem seltsamen Misverstand, sich die Hand ab. Bald gereuete ihn jedoch diese That, die ihn zur Verrichtung seiner priesterlichen Amtsgeschäfte

Sonnenhitze, Blut und Nerven thun auch bey den Indianischen Heiligen und Einsamen das meiste zu ihrer Liebe für Stille und Abgeschiedenheit. Aber ihr Temperament hat seine grossen Eigenheiten, und von dem Egyptischen ist es sehr verschieden, so wie es in einer Absicht ganz damit übereinkommt.

Eine

schäfte untüchtig machte. Voll Verlangen also, daß ihm eine neue Hand wachse, fiel er vor dem Bilde der Jungfrau Maria nieder, das der Evangelist Lucas gemahlt hat, und das man deswegen in der Hauptkirche Santa Maria Maggiore zu Rom, noch anitzt, ausserordentlich verehrt. Die heilige Jungfrau Maria erhörte das Gebet des Pabsts; die Hand wuchs ihm nicht nur wieder, sondern durch ein eben so grosses Wunderwerk verschwand auch bey Leo, ungeachtet der am ganz unrechten Orte angebrachten Verstümmelung, das Feuer böser Begierden. Aber die folgenden Päbste, die dieser völligen Auslöschung nie recht trauten, veränderten die Gewohnheit des Handkusses; und daher küßt man seitdem dem Pabst nur den Pantoffel.

Eine weit grössere Trägheit und Unwirksamkeit der Seele herrschet bey vielen Völkern Asiens, und in dieser Absicht auch weniger Kraft. Daher ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten, ihr Müssiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihre unerschütterliche Liebe für Einsamkeit und Ruhe. Daher der Geschmack der Asiatischen Völker, und zumal der friedsamen Chineser, für die Moral. Daher die herrschende Religion der Heiden von Indien, die zur tiefsten Einsamkeit leitende Lehre des Fo.

Tchin, ein Chinesischer Philosoph, sagt in seinem Buche über den Ursprung der Welt, in der allgemeinen Lehre des Fo werde gezeigt, was der Mensch thun soll; und in dieses Träumers inwendigen, nur den Gelehrten, den Freygeistern und den grossen Herren kundgemachten Lehre, warum er es thun soll. Dieser geheimnißreichen, grillenhaften und auf eine völlige Atheisterey hinauslaufenden Lehre zufolge, soll der Mensch bemüht seyn, dem leeren Urstoff aller Wesen, dem Nichts,

aus

aus welchem alles entstanden sey, und in das alles zurückfalle, diesem reinen, unveränderlichen, höchst vollkommenen, aller Wirksamkeit, alles Verstandes und aller Empfindung beraubten Wesen gleichförmig zu werden. Unser unveränderliches Gesetz soll seyn nichts zu wollen, nichts zu denken, nichts zu empfinden. Und je mehr wir uns von allen Empfindungen reinigen, je mehr wir unser eigen Daseyn vergessen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben, desto näher seyen wir der höchsten Vollkommenheit. Die Augen sollen nicht sehen, die Ohren sollen nicht hören, die Sinne sollen über und über leer seyn, der Mund soll nicht sprechen, die Hände sollen nichts betasten, die Füsse sollen nicht gehen; denn Alles sey an dem Menschen zur Stille und zur Unwirksamkeit gemacht; und diese Diät der Seele sey der einzige Weg zur Gemeinschaft mit dem Wesen aller Wesen, der einzige Weg zum höchsten Glücke.

Clima, Trägheit und Religion löschen aber deswegen in Asien das Feuer der Einbildungskraft nicht aus. Diese Völker haben sehr viel Gefühl, und die stärkste Einbildungskraft.

Alle Künste und Wissenschaften machten darum vormals, bey günstigen Veranlassungen, in Asien Fortschritte. Die Dichtkunst ist diesen Völkern angebohren; kein Wort ist in ihren bilderreichen Sprachen ohne Nachdruck; selbst die eigenthümlichen Namen sind jedesmal Gemählde der Sachen, die sie bezeichnen. Jede Leidenschaft bringt ihre Einbildungskraft in Verwirrung. Sie martern sich zu Tode, wenn sie nur Busse thun wollen, und Selbstmord ist bey ihnen die Wirkung einer ganz gewöhnlichen Traurigkeit. Ihr Aberglauben ist Wahnwitz, ihre Schwärmerey ist Wuth. Ihre Kühnheit raset, und führet sie zu einer uns unerträglichen Grausamkeit, so wie ihre Furchtsamkeit zu der mitleidenswerthesten Schwäche. Ihre Schandthaten und Verbrechen sind für uns unglaublich; ihre Tugendübungen übersteigen

unsere

unsere Kräfte. Ihre Weisheit ist in Fabeln eingehüllet, und ihre elende Wissenschaft in Mysterien. Sie träumen wachend. Sie zittern vor den Drohungen ihrer Religionsführer in abergläubischer Furcht. Den schönsten Theil des Menschengeschlechts verwahren sie hinter Riegel und Schloß. Weiber verbrennen sich für ihre gestorbene Männer. Fleischeslust ist bey ihnen wie bey allen hitzigen und müssigen Menschen allmächtig, und mischet sich in ihre Theologie und in ihre Religion. Von Liebe, Sehnsucht und Verlangen sind sie verzehret, aber sie finden Wollust in Marter, Leiden und Schmerz. Nichts ist in Ostindien gewöhnlicher als Wahnwitz, Melankolie, und Convulsionen.

So viel Feuer bey so vieler Trägheit, so viel Schwäche bey so vieler Kraft, widersprechen sich also nicht, wie Obereit wähnt. Wie oft sieht man, auch unter uns, bey Kranken die äusserste Trägheit Schwäche und Unwirksamkeit in Verbindung mit der äussersten Empfindlichkeit. Wie

mancher Kranker, wie mancher vielleicht ganz gesunder Mensch ist auch bey uns wechselsweise dreist und furchtsam, vielleicht in der gleichen Stunde trotzig und verzagt. Gleichwie ein krampfhafter Zustand bey uns die stärkste Seele entsetzlich aufbringt, so reisset in Ostindien die erregte Imagination selbst das Temperament in eine Wuth, in der man keine Gefahren scheut. Ein Bengalese, den ein Engländer im geringsten in seinen Sitten und Gebräuchen beleidiget, schneidet nicht dem Engländer, sondern sich selbst den Hals ab (*).

Blos durch eine gewaltsam aufgebrachte Imagination wirft sich in Ostindien so manche treue Gattinn zu dem Leichnam ihres Mannes freudig ins

(*) Damit dieß nicht zu oft geschehe, kam im Jahr 1781. ein Bramine nach England, um mit seinem Gefehrten dem Parlement vorzustellen, die Indianer würden sich noch häufiger die Hälse abschneiden, wenn man nicht aufhöre sie nach Englischen Gesetzen zu regieren.

ins Feuer. Dieser Zustand gränzet an den in den Morgenländern so sehr gewöhnlichen Wahnwitz; und wirklich entstehet in demselben durch eine stärkere Anstrengung der Einbildungskraft, die äusserste Stärke aus der äussersten Schwachheit.

Auch dieß will der Weltüberwinder Obereit mir ableugnen. Er sagt, die äusserste Stärke im Wahnwitz sey nicht von langer Dauer; sie könne es am wenigsten in hitzigen Ländern seyn, wo die widernatürliche Stärke durch das Clima bald matt gemacht und verzehret, auch in brennenden Fiebern nebst dem Leben selbst hingerissen werde.

Zugeben will ich, daß die äusserste convulsivische Stärke im ganz tollen Menschen nicht von langer Dauer sey. Aber ein Irthum der immer rege auf die Einbildungskraft wirket, also auch eine falsche oder übelverstandene Religion, ist doch eine Narrheit von langer Dauer; und al-

so ist auch wol ein heiliger Narr ein äusserst gefährlicher Narr? (*) Es ist wahr, die Egyptischen Einsiedler wurden zuweilen bey ihrer Narrheit steinalt. Es ist wahr, Narrheit gab Mönchen und Anachoreten grossentheils ihre hochgelobte, lange, feste, und gleichförmige Kraftdauer.

Ohne Narrheit, ohne die unglaubliche Kraft der Schwärmerey, wären auch die baumstarken und handfesten Egyptischen Einsiedler bey ihrer unnatürlichen Lebensart weit mehr erkranket. Erhärten will zwar der handfeste Schwärmer Obereit die Egyptischen Einsamen seyen nie krank gewesen, und haben keiner Aerzte bedurft. Aber dieß ist wieder grundfalsch; denn Sanct Obereit ist ent-

(*) Es ist eine sehr schöne und sehr wahre Bemerkung eines grossen Weltweisen, des Herrn Meiners in Göttingen: daß ein Heiliger ohne gewisse Verirrungen von der gesunden Vernunft sich nicht so sehr über sich selbst, und über das gewöhnliche Maaß der menschlichen Natur könnte erheben.

entweder in den Alterthümern der Kirche ein Idiot, oder er verschweigt überall Alles was ihn widerleget mit einer Unredlichkeit die ihres gleichen nicht hat. Das hohe Alter, zu dem einige Einsiedler gelanget sind, ist alles was Er zur Vertheidigung dieser Grille zu sagen weiß.

Mönche und Einsiedler waren aus Eitelkeit und Heucheley gezwungen ihre körperliche Schwäche zu verbergen. In dem Buche von der Jungfrauschaft, oder von der geistlichen Uebung, das man gemeiniglich für ein ächtes Werk des Athanasius hält, wird sogar den gottgeweihten Jungfrauen befohlen, wenn sie krank seyen, so sollen sie sich selbst heilen, damit die Menschen nicht sagen: sie haben sich ihre Krankheiten durch ihre geistlichen Uebungen zugezogen.

So unbarmherzig war aber der grosse Klosterstifter Pachomius nicht. Man hat gesehen daß er noch als ein Ascet zwey Aerzte für einen kranken Mitbruder hohlte. Es gab eine grosse

Menge von Kranken in seinen Egyptischen Klöstern; Pachomius selbst war überaus kränklich, und starb sehr frühzeitig. Erstaunen wird man über die Unverschämtheit von Obereits Behauptung, wenn ich, bey Erwähnung der Mönchseinrichtungen auf dem Nitrischen Gebürge zeige, daß die Mönche und Einsiedler dort ihre ordentlichen Aerzte hatten, und also gewiß auch Kranke. Erstaunen wird man über die Unverschämtheit von Obereits Behauptung, wenn ich durch ein Heer von Beweisen diesen borstigen Schwärmer überführe, daß Hypochondrie, Melankolie und Wahnwitz, nicht nur in die Egyptischen Klöster und Einsiedeleyen führten, sondern auch in denselben erzeugt worden sind; und daß man auch deßwegen einen ordentlichen Spital für wahnwitzige Mönche und Einsiedler errichten mußte; und wenn man sich erinnert, daß in dem allerersten Egyptischen Nonnenkloster eine Nonne sich erhenkte und die andere sich ersäufte.

Er-

Errathen kann Obereit nicht. Aber wie muß diesem Windkopf zu Muthe gewesen seyn als er las, was ich in diesem Capitel von der Kränklichkeit des heiligen Pachomius und des heiligen Hieronymus sage? Dieß ist mir nicht genug. Von der Kränklichkeit der Orientalischen Mönche kann ich dem Herrn Chirurgus Obereit gleich noch vier Beweise an den erlauchtesten und größten Beförderern des Mönchsstandes geben.

Erkranket ist Basilius der grosse, Bischof zu Cäsarea in Cappadocien, der in seiner Jugend mit einem Geiste den die Schriftsteller Griechenlands und Roms gebildet hatten und mit einem Ehrgeitz dem in der Folge ein Ertzbißthum zu klein war in eine Mönchswohnung in Pontus gieng. Er that da alles mögliche um die vermeinte Mönchsvollkommenheit zu erlangen. Er aß so wenig, daß er kein Fleisch und kein Blut zu haben schien; Brod und Salz mit frischem Wasser machte seine ordentliche Nahrung aus; wenn er aber Kräuter und schlechten Wein ge-

nöß, so lebte er herrlich. Er setzte sich der härtesten Kälte aus, war kaum nothdürftig bekleidet, brachte ganze Nächte ohne Schlaf zu, oder schlief auf der Erde, verrichtete dabey die schwersten körperlichen Arbeiten, und gab seine Gesetze einer grossen Einsiedlercolonie an den Ufern des schwarzen Meeres. Eine so gewaltige Anstrengung stürzte ihn aber auch nicht nur in häufige Krankheiten, sondern machte ihn auch überhaupt so kränklich, daß man ihn, wie Gregorius von Nazianzus sagt, stets für einen Sterbenden halten konnte. Dieß mag auch eine Hauptursache gewesen seyn, warum Basilius das einsame Leben mit dem gesellschaftlichen näher vereinigt haben wollte, weil er wohl sah, wie vernunftlos solche selbstgewählte Qualen sind, und wie bitter es für schwächliche und gefühlvolle Körper seyn mußte, diesen geistlichen Soldatenstand auszuhalten. Basilius zeigt auch deswegen in seinen Mönchsregeln sehr klüglich, daß es den Mönchen erlaubt sey, sich der Arzneykunst als

eines

eines von Gott herrührenden Geschenkes zu bedienen.

Erkranket ist der grosse Gregorius von Nazianzus, der mit dem Basilius in einer so grossen Übereinstimmung der Gesinnungen und Sitten lebte, daß er ihm auch in seinem einsamen Aufenthalt in Pontus nachfolgte. Er machte sich zwar nachmals in zwey Briefen an denselben über die elende Gegend, Wohnung und Lebensart lustig (*), woran sie gemeinschaftlichen Antheil hat-

(*) Der Kirchenvater Gregorius liebte den Scherz. Eines Tags fragte ihn sein Freund, der heilige Hieronymus, um seine Meinung über eine schwere Stelle im neuen Testament. Gregorius von Nazianzus erwiederte ihm: das will ich dir gleich erkären. Komm nur in meine Predigt, da soll dich der allgemeine Beyfall meiner Zuhörer wider deinen Willen zwingen, zu verstehen was du nicht verstehst, oder für einen Tölpel gehalten zu seyn, wenn du der Einzige in der ganzen Kirche bist der mich nicht bewundert.

hatten, und wo er verhungert seyn würde, wie Er sagt, wenn sich nicht die Mutter des Basilius seiner angenommen hätte. Gregorius verfiel, wie er selbst in seinen Reden und Gedichten versichert, eben so wie sein Freund, durch die harte Behandlung seines Körpers, in eine beständige Kränklichkeit, und verließ deswegen den Mönchsstand.

Erkranket ist der grosse Chrysostomus von aller heiligen Wuth, mit der er, als ein feuervoller Jüngling, in den Mönchsstand trat. Auf den Syrischen Gebürgen übte er sich, bey einem alten Einsiedler, vier Jahre in der härtesten Enthaltsamkeit. Sodann verkroch er sich in eine Höhle, und lebte noch zwey Jahre, ganz mit sich alleine. Da er aber weder bey Tage noch bey Nacht sich niederlegte, ward sein Körper so schwächlich und krank, daß er sich gezwungen sah, der Einsamkeit und der Möncherey zu entsagen.

Erkranket ist der Bischof Palladius, von dem man die um das Jahr 400. verfertigten berühmten

ten Lebensbeschreibungen der vorzüglichsten Mönche und Nonnen seiner Zeit, in der Wüste Egyptens, in Lybien, Thebais und Syrien, auch in Mesopotamien, Palästina und Syrien, und in einigen Abendländischen Gegenden hat. Er war aus Galatien gebürtig; reiste aber in seinem zwanzigsten Jahre nach Egypten, um sich nach den berühmten Mönchen dieses Landes zu bilden. Hier begab er sich zuerst unter die Anleitung eines einsiedlerischen Mönchs, der sich in einer Höhle bey Alexandrien aufhielt. Allein da er der übermässigen Strenge desselben nicht gewachsen war, übte er sich in andern Mönchswohnungen nahe bey dieser Stadt. Nach einigen Jahren gieng er auf das Nitrische Gebürge, und in die Sketische Wüste, wo er noch länger blieb. Eine Krankheit, welche ihm diese unsinnige Lebensart zuzog, nöthigte ihn nach Alexandrien zurückzukehren, und auf den Rath der Aerzte verfügte er sich, um einer gesunden Luft zu geniessen, nach Palästina. Sein berühmter Freund, Johannes Chrysostomus, weihte ihn sodann zum Bischof von

Hele-

Helenopolis in Bythinien, welches Amt er nach einigen Jahren mit dem Bißthum zu Aspona in Galatien vertauschte.

So viel elenden Witz und schaalen Spott hätte der hochmüthige Obereit in seinen Büchern wol nicht gegen mich ausgegossen, wenn ihm diese Thatsachen wären bekannt gewesen; oder wenn Er, dieser windige Grundkenner der Egyptischen und Orientalischen Mönche und Einsiedler, sich nicht durch den Wahn hätte verführen lassen: ich wisse von diesem allem Nichts, und Alles was ich jemals über Einsiedler und Mönche schreiben möchte, werde ohne alle Kenntniß seyn; ob ich gleich seit fünf und zwanzig Jahren mit diesen Dingen umgehe.

Männer von so feiner Empfindung und so erhabenem Geiste, wie Basilius der grosse, Gregorius von Nazianzus und Chrysostomus waren, hatten nun freilich keine Obereitische Organisation. Sie waren nicht Thebaische Bauren; sie

hatten

hatten nicht die Derbheit und Kraftdauer dieser schmutzigen Kerle, vor deren heiligem Duft der abergläubige Obereit seine Stirne so unermüdet an die Erde beugt, und deren Unflat er seit dreissig Jahren vergöttert. Aber freilich wären ohne diese Derbheit und Kraftdauer alle diese heiligen Hallunken, samt und sonders, auch nicht fähig gewesen alle die Bubenstücke zu verüben, alle die Aufruhren zu erregen, den Orient mit allen den Schandthaten, allem Mord und Brand zu erfüllen, wovon das siebente Capitel dieses Buches einen schauderichten Abriß geben wird.

Zu den allgemeinen Ursachen des grossen Triebes für die Einsamkeit in warmen Ländern gehöret endlich auch noch zum Theil ihre Regierungsform. Man hat schon genug gesehen, daß nicht blos Furcht vor Verfolgung, oder auch vor verdienter Strafe; nicht nur träger Müssiggang, sondern wirklich Freyheitsliebe und Streben nach Unabhängigkeit, unter den ersten Christen viele nach jenen berühmten Einöden hinzog, in denen

sie

sie eine Art von Republik errichtet haben, durch die so schreckliche Uebel in die Welt gekommen sind. Aber auch die Einsamen unter den philosophischen Heiden giengen, oft wegen der übeln Beherrschung ihrer Länder, in die Einsamkeit.

Die Griechischen Philosophen lebten unter Volksherrschaft, oder unter Tyrannen. Beydes ist ein Unglück, aber gewöhnlich wirket ein vielköpfiges Ungeheuer noch viel mehr Böses als ein einköpfiges. Volksherrschaft war immer vermessen und übereilt, schwindlich und unbeständig; immer ward die blinde Menge hintergangen durch listige Betrüger. Jeder demokratische Staat ist darum, seiner innern Natur nach, immer despotisch, wie alle wissen die aus alter und neuer Zeit solche Staaten kennen und ihre Galgen und ihre Märtyrer.

Aus Abscheu für solche Regierungen verliessen darum die alten Philosophen oft die Städte. Sie suchten Wahrheit in der Stille, und waren

da

da unangefochten gut und weise. Die Philosophie, oder vielmehr der Ekel, der den Geist qualvollen und niederdrückenden Geschäften und dem Anblick alles herrschenden Unrechts entziehet, um in der Einsamkeit ihn zu erhöhen, kam entweder aus Griechenland in das schwärmerische Egypten; oder auch, wie die angeblichen Pythagoräer des ersten und zweyten Jahrhunderts glaubten, hatten Pythagoras und Plato ihre Philosophie aus einerley Quelle selbst in Egypten geschöpfet. Pythagoras gieng in die Einsamkeit, nachdem er in dem unruhigen Samos allen Ekel empfunden hatte, den Tyranney erwecket. Für einen grossen Theil der Welt wurden seine in der Folgezeit durch den Enthusiasmus des Plato erhöhte Lehrsätze einziger Unterricht und Leitfaden für unzählige Schwärmer. Die unumschränkte Gewalt der Asiatischen Monarchen erregte den Trieb zur Einsamkeit um so viel mehr in jenen unglücklichen Ländern, wo der Despot alles ist, und der Unterthan nichts, wo das gekrönte Ungeheuer wütet und lacht, und die unterjochte

Menschheit ihre Seufzer verheelet. Freunde der Wahrheit und der Tugend entwichen solcher Herrschaft mit der Verachtung die sie verdienet, und fanden in quellenreichen Gebürgen und im Schatten wohlthätiger Palmbäume mehr als alles was sie verlohren hatten, unter allen Glücksgütern das gröβte, die Freyheit.

Aber alle diese Betrachtungen über den Trieb zur Einsamkeit in warmen Ländern, führen mich nur etwas den Gränzen dieses Theiles der Naturgeschichte des Menschen näher. Sie sind eine blosse Einleitung zu dem was ich im fünften, sechsten und siebenten Capitel dieses Buches über einige Nachtheile der Einsamkeit ungern sagen werde, aber in einem Buche, worinn die Einsamkeit von allen Seiten betrachtet wird,

wird, nothwendig sagen muß; und doch hielten voreilige Bücherrichter die ersten längst gedruckten Zeilen dieser Einleitung, für den ganzen Inbegrif von Allem was ich über Einsamkeit empfinde und denke.

Ende des ersten Theils.
